

6. (Käuflicher) Sex im neo-liberalen Berlin

Auf der Suche nach sexuellen Subjektivitäten zwischen Liberalisierung und Kommodifizierung

»Man gewöhnt sich daran. Am besten, man hört gar nicht zu und sagt einfach nur ›Ja, Ja«, erklärte mir Jolita auf meine Frage, wie sie damit umging, dass ein betrunkenen, torpelnder Mann ihr den ganzen Abend nachlief und immer wieder versuchte, ein Gespräch mit ihr anzufangen. Soweit ich es beurteilen konnte, war es eine typische Nacht in einem Berliner Stripclub. Bis in die frühen Morgenstunden war der Club voll mit hauptsächlich männlichen Gästen verschiedener gesellschaftlicher Schichten und Altersgruppen. Der betrunkenen Mann war Teil einer Gruppe von Männern, die einen Junggesellenabschied feierten. Zwischen ihnen tummelten sich in düsterer Beleuchtung und Wolken von Zigarettenrauch weitere Gruppen und einzelne Männer, die bei einem Getränk den Strip-tease-Performances auf der Bühne zuschauten.

Jolita war eine russischsprachige Frau aus Lettland in ihren späten 30ern, die bereits mehrere Jahre in Deutschland lebte und schon länger in besagtem Stripclub arbeitete. Die nächtlichen Arbeitszeiten ermöglichten es ihr, sich tagsüber um ihre Kinder zu kümmern. Sie sprach fließend Deutsch, wir unterhielten uns jedoch auf Russisch. Dies gab uns die Möglichkeit, uns offen über ihre Arbeit auszutauschen, da unsere Gespräche für die anderen Personen im Club – abgesehen von ihrer russischsprachigen Kollegin Inna – unverständlich wurden. Sie erklärte mir, dass ihre Arbeit neben regelmäßigen Tanz- und Strip-Einlagen auf der Bühne zu großen Teilen aus Interaktionen mit den Gästen bestand. Dabei sollte sie den Männern das Gefühl einer »guten Zeit« im Club vermitteln und sie zum Kauf von Getränken anregen.

Diesem Aspekt ihres Jobs stand Jolita nüchtern gegenüber. Es war ein notwendiger Teil ihrer Arbeit, den sie ausführte, ohne ihm große Bedeutung beizumessen. Ihre Gelassenheit begründete sie damit, dass sie in den Interaktionen mit Stripclubbesuchern schlussendlich wenig Unterschiede zu Interaktionen mit Männern abseits der Arbeit sah. Da würde sie »genauso in uninteressante Gespräche verwickelt«, erzählte sie, »aber hier gibt es zumindest Geld dafür«. Ihre Kollegin Inna, eine etwas jüngere Frau, ebenfalls aus dem Baltikum, verfolgte einen anderen Ansatz: »Ich feiere und flirte gerne, und wenn ich dabei Geld verdienen kann, noch besser«, erzählte sie, bevor sie sich für

die restliche Nacht einem äußerst spendablen Gast zuwandte, der ihr ein Getränk nach dem anderen ausgab – wofür sie am Ende der Nacht einen Anteil des Getränkepreises erhalten würde. Denn, wie mir die auch in Stripclubs tätige Monika bei einer anderen Gelegenheit erklärte, hingen die Einkommensmöglichkeiten in den Clubs von den Fähigkeiten der Frauen ab, Gäste zum Konsum von Getränken und Tänzen zu motivieren, was für Monika im Gegensatz zu den Striptease-Performances der schlimmste Teil ihrer Arbeit war:

»I love to dance, I give everything, I am a good performer, but I give all this energy for the worst kind of people. [...] I get money if I drink with them or if I dance for them, but I should just get money for listening to them. I should get money for listening to a guy who tells me like how amazing he is in bed with his wife. I do not believe you, I do not want to be your wife and I really do not want you to touch me. This should be paid, this is 300 euros right there when I was listening to this shit.«

Jolita, Inna und Monika erlebten die Arbeit in Stripclubs, die neben der körperlichen Arbeit des Tanzens auch die affektive Arbeit (*affective labor*) (Hardt 1999) des Vermittels von Erotik, Sexualität und Interesse an den Kunden beinhaltete, auf sehr unterschiedliche Art und Weise. Dass die Erfahrungen in der Sexarbeit derart verschieden interpretiert werden, stellt immer wieder eine Herausforderung für die gesellschaftlichen Debatten um dieses Themenfeld dar. So scheint jeder Versuch einer pauschal(er)en Beurteilung der sexuellen (Arbeits-)Erfahrungen sexarbeitender Personen – besonders eine implizit (oder explizit) moralische Bewertung von Sex in der Sexarbeit als entweder grundsätzlich missbräuchlich oder potenziell sexuell erfüllend – von vornherein zum Scheitern verurteilt. Denn meist lässt sich in der Heterogenität der Sexarbeitslandschaft schnell ein Gegenbeispiel finden.

Eine einfache, aber unzureichende Lösung für dieses Problem bietet eine Berufung auf die in »europäischen« Diskursen dominante Interpretation von Sexualität als im Körper situierte, essenzielle Eigenschaft von Individuen (Fox/Alldred 2013: 770ff), die mal mehr, mal weniger mit den Realitäten der Sexarbeit vereinbar ist. Die Essenzialisierung von Sexualität eröffnet allerdings zahlreiche Möglichkeiten der Stigmatisierung und Pathologisierung insbesondere sexarbeitender Frauen. Ausgeblendet wird damit auch die soziokulturelle Verfasstheit von Sexualität(en). Denn wie Sex(ualität) praktiziert, verstanden und körperlich erfahren wird, hängt zu einem wesentlichen Teil davon ab, wie Sex(ualität) gesellschaftlich – und entlang vergeschlechtlichter, rassifizierter und sozio-ökonomischer Strukturen – thematisiert und vermittelt wird. Sexualität ist somit keine bloße Eigenschaft von Personen, sondern lässt sich nach Fox und Alldred (2013) als »affective flow within assemblages of bodies, things, ideas and social institutions« (ebd.: 770) begreifen. Dabei entstehen sexuelle Kapazitäten von Körpern wie z.B. sexuelle Erregung nicht als isolierte individuelle Erfahrung, sondern als Produkt spezifischer, heterogener und mitunter widersprüchlicher affektiver Konstellationen (ebd.).

Die Reflexionen von Jolita, Inna und Monika stellen zugleich die Bedeutung von Begehren (*desire*) für Definitionen von Sexualität in Frage, das Fox und Alldred ins Zentrum ihrer Überlegungen rücken (ebd.: 773). So verweist Curtis (2004) darauf, dass sexuelle Praktiken nicht immer durch Begehren motiviert sind (ebd.: 96) und auch die Aussagen von Teilnehmer*innen bezeugen, dass sexuelles Begehren in den Interaktionen

mit Kunden eher einseitig für letztere vorhanden war, was die Interaktionen für erstere aber nicht weniger sexuell machte. Die Reflexionen machten somit darauf aufmerksam, dass (das Erleben von) Sexualität aktuell durch verschiedene Spannungsfelder zwischen Begehren und seiner Abwesenheit, Emanzipation und Diskriminierung sowie Einverständnis und Gewalt geprägt ist.

In diesem Kapitel greife ich die Widersprüche und Spannungen auf, die Teilnehmer*innen im Wechselspiel zwischen kommerziellen und nicht-kommerziellen sexuellen Erfahrungen erlebten. Anhand einer Einbettung ihrer Erfahrungen in breitere gesellschaftliche Zusammenhänge zeige ich dabei, dass sich diese Spannungsfelder nicht trotz, sondern wegen eines (neo-)liberalen Umgangs mit Sexualität in Berlin und (West-)»Europa« ergeben, der unter Berufung auf essentialistische Sexualitätskonzepte die Fortschreibung sexualisierter Ungleichverhältnisse ermöglicht. Dass der liberale Umgang mit Sexualität in der deutschen Hauptstadt, insbesondere im Kontext seiner neoliberalen Kommodifizierung, also nicht jegliche (vergeschlechtlichte, ethnisiert-rassifizierte u.ä.) Hierarchien aufgelöst, sondern zum Teil (re-)produziert hat, wurde bereits in Abschnitt 5.2 angedeutet. Diesen Gedanken fortsetzend diskutiere ich in Abschnitt 6.1, wie sich ein »offener« Umgang mit Sexualität in Berlin zwischen Liberalisierung und Kommodifizierung zu einer zwiespältigen Realität entwickelt hat. Diese eröffnet einerseits Möglichkeiten des Auslebens verschiedener Formen von Sexualität, befördert aber andererseits auch deren Verknüpfung mit neoliberalen Marktlogiken inner- wie außerhalb der Sexindustrie.

Daran anschließend widme ich mich der Frage, wie die Teilnehmer*innen ihre sexuellen Subjektivitäten¹ im Zusammenhang mit Sexarbeit und darüber hinaus beschreiben. Denn gerade in den subjektiven Reflexionen der Teilnehmer*innen wird deutlich, dass es sich bei einer »offenen« Sexualität nicht um einen Zustand, sondern um Formen des In-Beziehung-Tretens zwischen körperlichen Erfahrungen, Sexualpartner*innen, soziokulturellen Sexualitätsnormen und -vorstellungen sowie (angestrebten) Zugehörigkeiten handelt (s. Abschnitt 6.2). Die damit einhergehenden Relationalitäten ermöglichen eine große Spannbreite an unterschiedlichen sexuellen Erfahrungen. Ein verbindendes Merkmal in den Erzählungen der Teilnehmer*innen war jedoch, dass Abgrenzungen zwischen Sex haben *können*, *wollen* und (im Kontext sozioökonomischer Prekariäten) *müssen* nicht immer klar getroffen werden können. Zwar zeigt sich dieser Umstand in der Sexindustrie besonders deutlich, doch müssen derartige Grauzonen als Ausdruck breiterer (Neo-)Liberalisierungsprozesse verstanden werden, die die soziokulturelle Verfasstheit von Sexualität nicht auflösen, sondern zugunsten einer individualisierten Perspektive auf Sexualität verschleiern.

Diese soziokulturelle Verfasstheit wirkte sich nicht nur auf die Wahrnehmungen von Sexualität, sondern auch auf die praktischen sexuellen Erfahrungen der Teilnehmer*innen aus. Dies trug zu bewusst reflektierten Transformationen sexueller Subjektivitäten

1 Den Begriff der sexuellen Subjektivitäten nutze ich in Abgrenzung zu Verständnissen sexueller Identität als kohärent und statisch (Curtis 2004: 96, Lorway/Reza-Paul/Pasha 2009: 144). Mit sexuellen Subjektivitäten bezeichne ich einen kontinuierlichen Prozess der (Re-)Konstruktion des individuellen Sexual(-er-)lebens im Kontext heterogener und wandelbarer Assemblagen (Curtis 2004: 96).

bei, die nicht nur Aufschluss über sexuelle und/oder affektive Arbeit in der Sexarbeit geben, sondern zugleich beleuchten, welche breiteren gesellschaftlichen sexuellen ›Normalitäten‹ den ambivalenten Erfahrungen in der Sexarbeit zugrunde liegen (s. Abschnitt 6.3). Diese Ambivalenzen standen für die Teilnehmer*innen in starkem Kontrast zu in hegemonialen (west-)›europäischen‹ Sexualitäts- und Sexarbeitsdebatten verbreiteten Verständnissen von sexueller Grenzsetzung und Einverständnis (*consent*). Denn obwohl diese Konzepte aktuell durchaus differenziert gesellschaftlich verhandelt werden, lässt sich in diesen Debatten dennoch eine Tendenz erkennen, Fragen zu sexueller Grenzsetzung und Einverständnis unter Berufung auf sexuelle Freiheiten und ›Befreiung‹ zu individualisieren und damit deren soziokulturelle Facetten und Hintergründe auszublenden (Torenz 2019). In Sexarbeitsdebatten wird damit einhergehend zum Teil eine klare Trennbarkeit zwischen einvernehmlicher Sexarbeit und sexueller Gewalt postuliert, die z.B. für die Teilnehmer*innen dieses Forschungsprojekts nicht immer eindeutig gegeben war. Umgekehrt wird in diesen Debatten allerdings auch der Einfluss soziokultureller und v.a. sozioökonomischer Faktoren verabsolutiert, wenn argumentiert wird, dass aufgrund der Involvierung von Geld einvernehmliche sexuelle Handlungen in der Sexarbeit grundsätzlich nicht möglich sind – was jedoch auch insofern als Essenzialisierung verstanden werden kann, als dass sexarbeitenden Personen damit die Fähigkeit zur Einverständnis und Aushandlung sexueller Handlungen im Kontext der Sexarbeit pauschal abgesprochen wird.

Aufgrund der erlebten Ambivalenzen fiel es den Teilnehmer*innen schwer, sich in diesen Debatten zu verorten (s. Abschnitt 6.4). Dass sie sich gleichzeitig als sexarbeitende Personen in der Situation sahen, sich dazu positionieren zu müssen, verdeutlicht, dass der (neo-)liberale, individualisierte (west-)›europäische‹ Umgang mit Sexualität einen moralisierenden Blick nicht überwunden hat. Zugleich bezeugen die Reflexionen der Teilnehmer*innen, dass ambivalente, problembehaftete und/oder gewaltvolle Erfahrungen in der Sexarbeit kein isoliertes Phänomen darstellen, sondern mit der dekontextualisierenden neoliberalen Verheißung ›befreiter‹ Sexualität(en) in einer ›europäischen‹ Metropole einhergehen.

6.1 Massen- oder Mangelware? Sexualität in einer (neo-)liberalen Metropole

»Seeing a naked person is not a thing here [in Berlin, Anm. UP], you can go to Kit Kat and see naked people fucking, you know, that is not a thing here«, erwähnte Monika in ihrer Empörung über das Verhalten von Gästen in Stripclubs. Es war eine Anmerkung, die mich lange beschäftigte, da sie in gewisser Weise die Existenzfähigkeit der Sexindustrie in Berlin in Frage stellte. Denn Monika hatte Recht damit, dass Sex, Sexparties und anderes sexuelles Vergnügen in Berlin leicht zu finden sind. Auch wenn es sich bei diversen auf Sexparties spezialisierten Clubs in Berlin zwar insofern auch um kommerzialisierte Einrichtungen handelt, als dass für Eintritt, Getränke o.Ä. bezahlt werden muss, sind die dort stattfindenden sexuellen Interaktionen nicht (notwendigerweise) an Bezahlung gebunden. Und auch für diejenigen, die sich nicht in das nächtliche Partytreiben stürzen wollen, bieten diverse Dating-Apps, Cruisinggebiete, BDSM-Treffpunkte etc. Mög-

lichkeiten der Etablierung sexueller Kontakte je nach Orientierung und Vorlieben. Kurz gesagt, wer in Berlin Sex haben will, hat gute Chancen, diesen Wunsch auch ohne Bezahlung erfüllen zu können.

Dass Berlin dennoch über eine weitreichende und heterogene Sexarbeitslandschaft verfügt, verdeutlicht, dass es sich bei Sexarbeit nicht um eine Art ›Lückenfüller‹ für anderweitig nicht verfügbare sexuelle Kontakte handelt. Denn Sexarbeit ist in vielerlei Hinsicht mit ›europäischen‹ bzw. globalisierten sexuellen Assemblagen verbunden. Der gesellschaftliche Umgang mit Sexarbeit verdeutlicht, dass sich derartige Verflechtungen komplex und konfliktreich gestalten. Die Sexindustrie ist (in Berlin und darüber hinaus) aber nicht als komplett separates Gegenstück zu nicht (explizit) kommerzialisierten sexuellen Interaktionen und Definitionen von Sexualität anzusehen, die ebenso wie die Sexarbeit in enger Wechselwirkung mit breiteren Neoliberalisierungsprozessen stehen. Dabei wird eine allgegenwärtige Präsenz von Sexualität als Ausdruck liberaler Werte sowie individueller Subjektivierung propagiert (Mai 2018: 2), Sexualität aber auch ökonomischen Logiken unterworfen, die wiederum immer neue Bedarfe kreieren (Curtis 2004: 109).

In Berlin als urbanem Raum, in dem eine ›freie‹ Entfaltung sexueller Subjektivitäten möglich scheint und gerade für Menschen abseits vergeschlechtlicht-sexueller Normen oftmals auch möglich ist (Trott 2020: 93f), in dem sexuelle Freiheiten aber auch zu einem Marktwert und – nicht nur durch Sexarbeit im engeren Sinne, sondern auch im Rahmen von Sexshops, Workshops zu Masturbations- oder BDSM-Praktiken etc. – zu einer Einkommensquelle geworden sind, werden diese Ambivalenzen der (west-)›europäischen‹ (Neo-)Liberalisierung von Sexualität materiell greifbar. Da sich nicht nur die Erfahrungen der Teilnehmer*innen mit Sexarbeit, sondern auch ihre darüber hinaus reichenden sexuellen Subjektivitäten in diesem Kontext (trans-)formierten, skizziere ich im folgenden Abschnitt den breiteren Kontext kontemporärer Verhandlungen von Sexualität in Berlin mit Schwerpunkt auf die sich im Hinblick auf Neoliberalisierungsprozesse ergebenden Spannungsfelder.

Sex, Affekt und Intimität in den Zeiten des Neoliberalismus

»Body, eroticism, sexuality, pleasure [...] have become an inseparable part of the economy through neoliberalisation«, schreibt Özbay (2017: 92), um darauf aufmerksam zu machen, dass in der engen Verbindung von Sexualität und Geschlecht – in seinem Fall – Maskulinitäten und das Mann-Werden nicht losgelöst von der Ausbreitung neoliberaler Logiken in verschiedene, wenn nicht sogar alle Lebensbereiche betrachtet werden können (ebd.). Dadurch verändern sich nicht nur Subjektivierungsprozesse und mobile Orientierungen (vgl. Kapitel 4), sondern auch Interpretationen von Sexualität. Denn die zunehmende Neoliberalisierung von Sexualität bedeutet nicht bloß eine verstärkte Kommodifizierung und Ökonomisierung eines vermeintlich statischen und nicht-kommerziellen Lebensbereichs. Als soziokulturell geprägtes Feld sind es auch die Verständnisse, Definitionen und Wahrnehmungen von Sexualität selbst, die sich mit den jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verändern.

Insofern muss auch die von Fox und Alldred (2013) kritisierte Verortung von Sexualität im Individuum (ebd.: 769f) als Ausdruck gesellschaftlicher Diskurse und Prozes-

se betrachtet werden. Bei der Beschäftigung mit Sexualität in Deutschland und Europa lassen sich dabei Zusammenhänge mit einem die Rechte und Verantwortungen des Individuums ins Zentrum stellenden gesellschaftlichen Liberalismus erkennen, der im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts besonders in ›westeuropäischen‹ Ländern zu einer Grundlage der Etablierung moderner Demokratien und Rechtsprechung wurde (vgl. Laski/St Stanley 2018). Trotz der folgenden Kritik am aktuellen gesellschaftlich (und wirtschaftlich) (neo-)liberalen Umgang mit Sexualität muss aber festgehalten werden, dass es sich bei der Liberalisierung von Sexualität insgesamt um einen vielschichtigen Prozess handelt (Weeks 2002: 17), in dem auch Grundgedanken der geschlechtlichen Gleichberechtigung und der Anerkennung sexueller Selbstbestimmung begründet liegen, die in den Emanzipationsbewegungen des 20. und 21. Jahrhunderts eine zentrale Rolle einnahmen.

Die Geschichte sexueller Emanzipationsbewegungen zeugt davon, dass die Liberalisierung von Sexualität im Sinne einer (Auf-)Lösung restriktiver soziokultureller oder rechtlicher Strukturen, z.B. die moralische Abwertung homosexueller Praktiken und ihr rechtliches Verbot, nicht widerstandslos vonstatten ging – und bis heute nicht unumstritten ist. Begründet liegt dieser Umstand in einer gesellschaftlichen Heterogenität, in der zu keinem Zeitpunkt nur *ein* Verständnis von Sexualität oder lediglich zwei konkurrierende Herangehensweisen – z.B. eine liberale und eine illiberale – existieren. Vielmehr muss von einer Vielfalt der Sexualitätsverständnisse ausgegangen werden, die sexuelle Subjektivitäten, aber auch gruppenspezifische Sexualitätsverständnisse unterschiedlich prägen. Damit verbunden ist die Verknüpfung von Sexualität und (Bio-)Macht zu bedenken, die insbesondere (aber nicht nur) die reproduktiven Dimensionen von Sexualität (bzw. deren Abwesenheit im Kontext verschiedener sexueller Praktiken und Konstellationen) in den Fokus von Herrschaftsmechanismen rücken (vgl. Foucault 1987, Laufenberg 2014).

An dieser Stelle erweist sich Foucaults (1987) Kritik an der Repressionshypothese (ebd.: 21ff) als zentral, die besagt, dass es sich bei der Liberalisierung des Umgangs mit Sexualität nicht um eine ›Befreiung‹ von diversen Unterdrückungsmechanismen handelt, sondern um eine Veränderung des Sexualitätsdiskurses sowie damit verbundener Herrschaftsmechanismen (ebd.). Dies bedeutet, dass sexuelle Liberalisierungsprozesse nicht zu einer Auflösung, sondern vielmehr einer Transformation der Regulierung von Sexualität geführt haben, wodurch das Postulat sexueller Freiheit zwar einerseits Herrschaftskritik ermöglicht, aber andererseits auch selbst als »a form of domination« (Curtis 2004: 114) fungiert.

Dies wird gerade an den Schnittstellen von Sexualität und Neoliberalisierung als sozioökonomischer Prozess deutlich. Denn dadurch gehen Möglichkeiten sexueller Selbstentfaltung und ihre Notwendigkeit als Form der Selbstoptimierung Hand in Hand. Dabei erweisen sich die Relationalitäten von Sexualität als zentral, da Verständnisse von Selbstoptimierung nicht ohne ihren soziokulturellen Kontext (d.h. das, was medial, diskursiv, innerhalb bestimmter Gruppen etc. als erstrebenswert etabliert wird) verstanden werden können. In diesem Sinne kann sexuelle Freizügigkeit auch zu einem Zwang werden, der wiederum Möglichkeiten ihrer Kommodifizierung eröffnet, da Bedarfe erzeugt werden, die (vermeintlich) durch entsprechende Märkte gedeckt werden können. So z.B. wollten Radko und seine Kollegen als Teil ihres Strebens nach einer Positionierung als

›modernes‹, männliches Subjekt mit vielen Personen unverbindlichen Sex haben – und waren auch bereit, dafür zu zahlen (vgl. Kapitel 4). Ebenso sind hier die Beziehungen zu materiellen Objekten wie z.B. Sexspielzeugen zu berücksichtigen, die, wie Curtis (2004) aufzeigt, als Konsumgut zur Produktion sexueller Subjektivitäten beitragen (ebd.: 110). Dabei wird Sexualität nicht nur kommodifiziert – die Kommodifizierung schafft auch andere Formen sexueller Subjektivitäten (ebd.: 109).

Dies betrifft nicht nur materielle Aspekte von Sexualität, sondern auch ihre affektiven Dimensionen. Schließlich trugen Neoliberalisierungsprozesse allgemein zu einer Kommodifizierung von bzw. entlang von Affekten und Emotionen bei (vgl. Ahmed 2004, Illouz 2017a). Wie Illouz (2017b) argumentiert, werden dabei Emotionen und Affekte nicht nur zu ökonomischen Zwecken genutzt, sondern auch geschaffen bzw. transformiert (ebd.: 11). Insofern lässt sich die in hegemonialen ›europäischen‹ Diskursen vermeintliche Selbstverständlichkeit, dass es sich bei Sexualität um ein emotional äußerst intensives Erleben handelt, auch als Effekt dieser Prozesse begreifen. Ebenso sind die Sexualität medial und diskursiv zugeschriebenen Affekte und Gefühle zwar vielseitig, aber nicht beliebig und verweisen auf ein weiteres Spannungsfeld zwischen Sexualität als vermeintlich individueller Eigenschaft und Sexualität als spezifische Form des In-Beziehung-Tretens.

Wie die Situierung von z.B. Stripclubs im Kontext von Nachtleben, Partys und Vergnügungsindustrie, aber auch Innas Aussage, dass ihr Flirten ›einfach Spaß macht‹, veranschaulichen, besteht (u.a.) in neoliberalen Sexualitätsdiskursen eine enge Assoziation zwischen Sexualität, Vergnügen und Spaß. Diese wird v.a. an der individuellen verkörperlichten Erfahrung festgemacht. Schließlich wird im ökonomisierten Denken der ›Erfolg‹ einer sexuellen Handlung besonders am Stattfinden eines Orgasmus bemessen, woran sich u.a. der von Curtis (2004) beschriebene Verkauf von Sexspielzeugen, diverse mediale Darstellungen und explizit kommerzialisierte sexuelle Handlungen orientieren. So wird z.B. durch den Erwerb von Sexspielzeugen nicht nur eine Entdeckung, sondern auch eine (stetige) Verbesserung der eigenen sexuellen Erfahrung versprochen (Curtis 2004: 106), womit ein Verständnis sexueller Subjektivitäten als Ausdruck oder Projekt stetiger Selbstoptimierung propagiert wird (Weeks 2002: 24). Damit einher geht eine Quantifizierung von Sexualität – sexuell freizügig zu leben wird gleichgesetzt mit einer hohen Anzahl sexueller Erlebnisse und der Verheißung einer permanenten Potenzierung des körperlich-sexuellen Erlebens durch Produkte oder Praktiken. Schließlich geht mit dieser Ökonomisierung auch eine Produktion immer weitreichenderer sexueller Bedürfnisse einher (ebd.) – und eine Expansion entsprechender Märkte, die ihre Deckung versprechen.

Die Reduktion der Bedeutung von Sexualität auf Sex im Sinne bestimmter körperlicher Praktiken und *individuellem* Vergnügen oder gar Ekstase gerät dabei in Dissonanz zu einem Verständnis von Sexualität als Ausdruck *intersubjektiver* Intimität und emotional-affektiven (Ver-)Bindungen – die allerdings auch im Rahmen von Neoliberalisierungsprozesse kommodifiziert werden. Wie Bernstein (2007) beschreibt, lässt sich anhand der Transformationen der Sexindustrie erkennen, dass auch aus hegemonialen moralischen Blickwinkeln vermeintlich nicht ökonomisierbare intersubjektiv-relationale Dimensionen von Sexualität und Intimität zunehmend in ökonomischen Dimensionen begriffen werden (vgl. Constable 2009). In der Sexindustrie zeigt sich dies z.B. auch in

der Zunahme von Angeboten wie der sogenannten *girlfriend experience*, bei der eine möglichst ›authentische‹ Performance romantisch-partnerschaftlicher Sexualität angeboten und/oder nachgefragt wird (vgl. Bernstein 2007). Was dabei als ›authentisch‹ verstanden wird, beruht auf (durchaus heterogenen) soziokulturellen Imaginationen ›authentischer‹ Sexualität (ebd.). Doch während die explizite Kommodifizierung sexuell-intimer Praktiken und Beziehungen im Kontext der Sexarbeit zwar den performativen Charakter von Sexualität und Intimität besonders deutlich macht, sind die darin ebenso deutlich werdenden vergeschlechtlichten, ethnisiert-rassifizierten und weiteren soziokulturellen Kategorisierungen und Ökonomisierungen von Sexualität nicht auf den Bereich der Sexarbeit beschränkt.

Geschlecht, Rassifizierung und Macht – Zur Intersektionalität sexuellen Kapitals

Dass ich in Stripclubs eine der wenigen Frauen war, die diese als Gäste betraten, machte die enge Verknüpfung zwischen Sexualität und Geschlechterkategorien unübersehbar. Es handelte sich dabei um eine von zahlreichen Beobachtungen im Rahmen dieser Forschung, die deutlich machten, dass auch ein liberaler Umgang mit Sexualität diverse Differenzierungs- und Machtstrukturen nicht aufgelöst hatte, und das Postulat des Auslebens von Sexualität als individuelle, ›freie‹ Entscheidung vielmehr zu einer Verschleierung dieser Strukturen führte (Woolley 2017: 85f). Denn obwohl sich der Liberalismus in Europa als Kritik an manchen Herrschaftsformen entwickelte, fand diese Entwicklung gleichzeitig in Wechselwirkung mit (anderen) Herrschaftsmechanismen statt. Damit einhergehend bezog sich die in dieser Zeit entwickelte Idee des universalen Individuums implizit (und teilweise explizit) v.a. auf weiße, (west-)›europäische‹, cis-männliche Subjekte, deren Positionierungen und Bedürfnissen die ›Befreiung‹ anderer Gruppen untergeordnet wurde.

Wie Weeks (2002) im Kontext der ›sexuellen Befreiung‹ von Frauen beschreibt, entfalteten sich diese Liberalisierungsprozesse des 19. und 20. Jahrhunderts zudem auch an der Schnittstelle von Sexualität und (kapitalistischer) Ökonomie: »[...] the ›sexual liberation‹ of women was developing in a dual context: of male definitions of sexual need and pleasure, and of capitalist organisation of the labour market and of consumption« (ebd.: 26–27). Zwar konnten cis Frauen durch die Liberalisierung von Sexualität durchaus in einigen Bereichen (mehr) Autonomie erhalten (ebd.), doch sind kontemporäre sexuelle Assemblagen nach wie vor überwiegend von der cisheteronormativ-ökonomisierten Annahme geprägt, dass es sich bei Sex(ualität) um etwas handelt, das cis Männer wollen oder gar brauchen und cis Frauen haben bzw. geben können. Dies führt dazu, dass Sexualität – auch ohne die explizierte Involvierung von Geld – mitunter in transaktionsellen Dimensionen gedacht wird und vor dem Hintergrund geschlechterspezifischer ökonomischer Ungleichverhältnisse für cis Frauen zu einer Ressource der Absicherung des Lebensunterhalts oder der Herstellung sozialer Sicherheiten durch Beziehungen wird (vgl. Kaplan/Illouz 2021) – auch z.B. in der Ehe oder anderen Formen von Partnerschaft außerhalb der Sexarbeit. Eine Loslösung sexueller Subjektivitäten aus diesen Kontexten beruht wesentlich auf einer entsprechenden sozioökonomischen Absicherung, was sexuelle ›Befreiung‹ schließlich auch zu einer Frage dessen macht, wer sie sich leisten kann.

Die weitreichenden Auswirkungen cisheteronormativer Interpretationen von Sexualität werden zudem darin deutlich, dass auch Kritik an ihnen mitunter in binären Logiken verfangen bleibt (Lautmann 2015: 45ff), d.h. nur die (heterosexuellen) Sexualität(en) von cis Frauen und cis Männern sowie deren Relationen zueinander berücksichtigt. Dabei sind es nicht nur cis Frauen, deren sexuelle ›Befreiung‹ durch eine cis-männliche Perspektive geprägt wurde und wird; diese Logiken wirken sich ebenfalls auf die sexuellen Subjektivitäten von trans und nicht-binären Personen sowie von nicht (ausschließlich) heterosexuell orientierten Personen aus. Ein Beispiel dafür ist die gesellschaftliche Marginalisierung von trans Personen und insbesondere trans Frauen bei gleichzeitiger Fetischisierung (vgl. Smith/Laing 2012), die zwar u.a. im Rahmen der Sexarbeit als Ressource genutzt werden kann, aber gleichzeitig dazu führt, dass trans Personen häufig auf ihre vergeschlechtlicht-sexuelle Nicht-Normativität reduziert werden.²

Wie bereits in Kapitel 5 diskutiert, handelt es sich bei Geschlecht nicht um die einzige Kategorie, anhand derer Sexualitätsverständnisse und -wahrnehmungen differenziert werden. Das vorherige Kapitel behandelte v.a. die Frage des Umgangs mit Fremdzuschreibungen bestimmter ethnisierter bzw. rassifizierter Sexualitäten anhand von Körperlichkeiten, doch auch umgekehrt wirken sich spezifische Sozialisierungen und Zugehörigkeiten zu u.a. ethnischen oder religiösen Gruppen, verschiedenen Altersgruppen oder politischen Gemeinschaften auf sexuelle Subjektivierungsprozesse aus. Dies erweitert die Frage sexueller ›Befreiung‹ um weitere Relationalitäten, da die Definition dieser ›Befreiung‹ davon abhängt, *wovon* sich befreit bzw. *wohin* sich orientiert werden soll. Dominante politische wie mediale Diskurse in (West-)›Europa‹ präsentieren dahingehend ein äußerst eingeschränktes Bild, verbunden mit den bereits skizzierten Grenzziehungsprozessen zwischen einem (neo-)liberalen europäischen ›Wir‹ und den außer-europäischen ›Anderen‹, deren Sexualität z.B. durch ›den Islam‹ unterdrückt wird (vgl. Keinz/Lewicki 2019). Weniger Beachtung findet dabei u.a., dass die Propagierung einer möglichst regelmäßig und vielseitig auszulebenden Sexualität als Ausdruck von ›Modernität‹, Liberalität und/oder bestimmten Zugehörigkeiten ebenfalls als einschränkend – oder schlichtweg nicht als Ausdruck sexueller ›Befreiung‹ – wahrgenommen werden kann.

Vor diesem Hintergrund ist die von Monika erwähnte Allgegenwärtigkeit nackter, sexuelle Handlungen praktizierender Körper in Berlin bzw. der Ruf der Stadt als sexuell liberal kritisch zu betrachten. Auf der einen Seite erzeugen die sexuellen Heterogenitäten

2 In den letzten Jahrzehnten hat die gesellschaftliche wie wissenschaftliche Aufmerksamkeit für (vergeschlechtlicht-)sexuelle Subjektivitäten abseits der Cisheteronormativität allerdings deutlich verstärkt. Diese umfangreichen Debatten zu sexueller Diversität können an dieser Stelle nur angeschnitten werden; es soll jedoch nicht unerwähnt bleiben, dass sich dadurch in Forschung, Debatte und Praxis durchaus kritische Perspektiven ergeben haben, die über eine binäre Betrachtung von Fragen der Zusammenhänge zwischen Sexualität(en), Geschlecht und Machtverhältnissen hinaus gehen. Wie Scheunemann (2015) aufzeigt, steht einer Weiterführung dieser Debatten aber der Umstand im Weg, dass Sexualität(en) und Geschlecht auch weiterhin häufig als ko-konstitutiv gedacht werden. Dies führt z.B. dazu, dass Bi- oder Pansexualität, also eine nicht an ein bestimmtes Geschlecht gebundene sexuelle Orientierung, sowohl gesellschaftlich als auch wissenschaftlich wenig Aufmerksamkeit erfährt oder gar ausgeblendet wird (vgl. Rodríguez 2016).

der Hauptstadt durchaus ein sozialräumliches Umfeld, in dem sexuelle Diversität möglich und teilweise normalisiert ist. Dies ermöglicht zum Teil ein Ausprobieren, Ausleben und Transformieren sexueller Subjektivitäten und damit zusammenhängender Zugehörigkeiten und Gemeinschaftsformationen abseits von moralisch-stigmatisierender Beurteilung. Auf der anderen Seite machen die beschriebenen Kommodifizierungs- und Neoliberalisierungsprozesse nicht an den Stadtgrenzen oder vor verschiedenen sexuellen Subkulturen Halt. So entwickeln sich diverse Geschäfte mit Sexualität, sei es in Form von Sexarbeit oder anderweitig, nicht entgegen, sondern entlang der Etablierung Berlins als sexuell liberale Metropole. Im Rahmen dessen wird nicht nur die Möglichkeit, sondern auch der Bedarf an stetiger sexueller Selbstoptimierung geschaffen, dem auch ein breites Angebot gegenübersteht, was z.B. in der Sexarbeit wiederum zu stärkerem Konkurrenzdruck führt. Dies war mitunter ein Grund dafür, dass Zsuzsanna regelmäßig aus einem anderen ›westeuropäischen‹ Land nach Berlin pendelte, aber nicht in der Stadt wohnen wollte:

»Zu diesem Punkt muss ich zu Berlin zugeben, dass es so viel Angebot gibt, also hier ist der Wettbewerb wirklich ganz, ganz, ganz stark, deswegen wohne ich vielleicht auch nicht hier, sonst hätte ich schon Lust darauf, aber ne, also die Leute bekommen kaum mit, dass es mich überhaupt gibt.«

Die neoliberale Wahrnehmung Berlins als sexuelles Utopia verleitet zudem, strukturelle Einschränkungen und Bedingungen von Sexualität als überwunden anzusehen und damit die auch in der deutschen Hauptstadt existierenden Formen sozioökonomischer Diskriminierung sowie Prekarisierung entlang vergeschlechtlicht- und/oder rassifiziert-sexueller Kategorien und damit zusammenhängende Machtverhältnisse zu ignorieren oder gar zu negieren (vgl. Çetin 2018). Ambivalent stellen sich auch die Schnittmengen zwischen sexuellen Subkulturen und Sexindustrie in Berlin dar, da die Kommerzialisierung von Sexualität zwar Möglichkeiten eröffnet, aus z.B. rassifizierter Fetischisierung Kapital zu schlagen, damit aber zugrundeliegende Strukturen nicht aufgebrochen werden. All diese Spannungsfelder stellen schließlich die Hintergründe dafür dar, wie die Teilnehmer*innen ihre sexuellen Subjektivitäten in der neoliberalen ›europäischen‹ Metropole Berlin verhandelten bzw. verhandeln konnten.

6.2 Können, wollen, müssen? Ambivalenzen sexueller Subjektivitäten im Neoliberalismus

»Also ich war nie irgendwie die heilige keusche Frau, die zuhause saß, ich hab immer gerne Sex gehabt, nicht unbedingt mit immer verschiedenen Partnern, aber ich war schon immer etwas offener zu diesem Thema und das hat eigentlich sehr gut gepasst«, erklärte Ewa zu ihrem Umgang mit ihrer Arbeit als Escort, mit der sie im Großen und Ganzen zufrieden war. Ein ›offener‹ Umgang mit Sexualität bedeutete für Ewa, eigenes Begehren und Interesse an Sex(ualität) anzuerkennen, unabhängig von (romantischen) Partnerschaften. Während eine solche Perspektive in manchen Sexualitätsvorstellungen u.a. den religiös-christlich motivierten, auf die Ewa anspielte, gerade cis Frauen nicht zuerkannt wird, ermöglichte Ewas Positionierung als sexuell ›offene‹ Person ihr nicht nur

das Praktizieren von unverbindlichem Sex mit verschiedenen Partnern³, sondern machte auch Sexarbeit zu etwas, das für sie »gut passte«.

Anhand des skizzierten theoretischen Rahmens ist Ewas »offenerer« Umgang mit Sexualität jedoch nicht als eine ihr innewohnende Eigenschaft zu verstehen, sondern eine bewusste Reflexion bestimmter Konstellationen affektiver Relationen zwischen (u.a.) körperlichen Erfahrungen, gesellschaftlichen Diskursen und zwischenmenschlichen Beziehungsformen. Denn nicht nur positionierte sie ihre Sexualität in Abgrenzung zu christlich-religiösen Normen – ihre Angabe, gerne Sex zu haben, verweist u.a. auch grundlegend darauf, dass sie in ihrem Leben etwas erfahren und praktiziert hatte, das sie als Sex verstand und als positiv wahrnahm, was in Anbetracht der Vielfältigkeiten sexueller Subjektivitäten und Praktiken nicht als Selbstverständlichkeit angesehen werden sollte. Denn nicht alle Menschen haben notwendigerweise *gerne* Sex, was aber ebenso wenig notwendigerweise in negativen Erfahrungen damit begründet liegt, zumal auch unterschiedliche Definitionen davon existieren, was eine sexuelle Handlung (nicht) ausmacht. Zudem zeichnet sich in ihrer Aussage ab, dass partnerschaftliche Beziehungen mit ihren jeweiligen Sexualpartnern für sie keine zwingende Voraussetzung für ein positives Erleben von Sexualität darstellten (aber durchaus in ihren Überlegungen eine Rolle spielten).

Ausgehend von der Frage, wie die Teilnehmer*innen ihre sexuellen Subjektivitäten beschrieben und in Verbindung mit Sexarbeit verorteten, zeige ich in diesem Abschnitt auf, wie sich sexuelle Subjektivitäten trotz oder auch wegen ihrer Liberalisierung in Bezug zu verschiedenen soziokulturellen Vorstellungen, Normen und Diskursen über (sexualisierte) Körperlichkeiten, zwischenmenschliche Beziehungen und Intimitäten formieren. Dies ermöglicht nicht nur eine vielschichte Auseinandersetzung mit Sexualität, sondern erzeugt auch einige Ambivalenzen, insbesondere im Kontext kommerzialisierter sexueller Interaktionen, z.B. anhand der Frage, inwiefern die Konzeptualisierung von Sexualität entlang neoliberaler Selbstoptimierungslogiken zu einer Reproduktion cisheteronormativer Ordnungen beiträgt. Darüber hinaus zeigen sich in den Narrativen einiger Teilnehmer*innen Dissonanzen, die sich durch die Gleichzeitigkeit der Verständnisse von Sexualität als individuelles Vergnügen ohne tiefgreifende zwischenmenschliche Verbindungen *und* als besonders »intimes« und »privates« Feld ergeben.

Sexuelle Subjektivitäten zwischen Körperlichkeiten, Affekten und Gesellschaft

Dass für Ewa der sexuelle Aspekt ihrer Arbeit »sehr gut gepasst hat«, trug für sie dazu bei, im Rahmen von Sexarbeit angenehme sexuelle Erlebnisse zu haben, die sie jedoch gleichzeitig als gut für ihr Geschäft interpretierte:

»Ich habe zwischendurch auch einen Orgasmus, und ich muss sagen, wenn ich an dem Tag einen Orgasmus hatte, dann läuft der Tag super glatt, weil dann hat man, ich weiß nicht, dann hat man andere Hormone irgendwie in sich und die Gäste sehen einen und fassen einen ganz anders auf. Es ist immer gut, sich einfach in die Situation fallen zu lassen.«

3 Ewa bezeichnete sich als heterosexuell.

In Ewas Worten spiegelt sich ein auf biochemisch-körperliche Erfahrungen fokussiertes Verständnis von Sexualität wider, im Rahmen dessen Orgasmen als Richtwert für ›guten‹ Sex fungieren (Curtis 2004: 106). Gleichzeitig verweist sie auf die affektiven Dimensionen dieser körperlichen Erfahrungen, die in ihrer Wahrnehmung auch die Interaktionen mit Kunden beeinflussen. Insofern ist dies ein anschauliches Beispiel für die affektiven Verstrickungen physisch-körperlicher sexueller Kapazitäten (Fox/Alldred 2013: 770), in dem zugleich bereits Reibungspunkte eines (neo-)liberalen Umgangs mit Sexualität deutlich werden: Aus geschlechterspezifischer Perspektive ist zu bedenken, dass es sich bei der Anerkennung und Wertschätzung der Orgasmuszufähigkeit von cis Frauen lange Zeit (und z.T. weiterhin) keineswegs um eine Selbstverständlichkeit handelte (Curtis 2004: 106). Ein auf biochemische Prozesse reduziertes Sexualitätsverständnis trägt jedoch dazu bei, sexuelle Erfahrungen im Sinne von körperlicher Erregung und/oder Orgasmen losgelöst von Beziehungsstrukturen o.Ä. zu interpretieren. Denn wenn Ewa davon sprach, gerne Sex zu haben, bezog sie sich dabei v.a. auf diese körperliche Erfahrungsebene, mehr oder weniger unabhängig davon, durch wen oder wie diese körperlichen Effekte zustande kamen.

Dass in der Praxis aber weder Ewa noch andere Teilnehmer*innen Sex tatsächlich vollkommen beliebig praktizierten (z.B. erwähnte Ewa, dass sie nicht als Domina arbeiten wollte bzw. konnte, da sie dafür nicht »veranlagt« sei), verdeutlicht, dass auch ein liberaler Umgang mit Sexualität an verschiedene Relationen und Bedingungen geknüpft ist und nicht in einem gesellschaftlichen Vakuum existiert. Dabei entfaltet sich eine ›offen‹ ausgelebte Sexualität nicht ausschließlich in Abgrenzung zu u.a. cisheteropatriarchalen Strukturen, sondern auch entlang dieser, was sich z.B. darin zeigt, dass Ewa ihr sexuelles Erleben im Rahmen der Sexarbeit zugleich als Geschäftsmittel interpretierte und es damit an bzw. in Verbindung zu ihren Kunden ausrichtete. Insofern entspinnt sich rund um ihre Beschreibung des »Sich-Fallen-Lassens«, eines Einlassens auf den Moment – und damit auch die Handlungen und Wünsche ihrer Kunden, ein nicht eindeutig auflösbares Spannungsfeld neoliberaler Sexualitätsdiskurse: War es Ewas eigener Wunsch, sich dem Moment hinzugeben oder handelte es sich dabei um eine Internalisierung cisheteronormativer Sexualitätsvorstellungen, im Rahmen derer weiblicher Sexualität eine passive Rolle zugeschrieben wird? Während die aufgeladenen politischen und gesellschaftlichen Debatten diese Frage anhand (vermeintlich) klarer Dichotomien diskutieren – es kann/soll/muss entweder das eine oder andere sein – geht ein wesentlicher Erkenntnismoment verloren, nämlich die Feststellung, dass kontemporäre Sexualitätsdiskurse vielmehr einen Zustand erzeugen, in dem derartige Interpretationen uneindeutig bleiben müssen.

Eine Perspektive auf Sex, die stärker die affektiven Dimensionen sexueller Begegnungen in den Blick rückte, vertrat Jelena, die bereits seit mehr als zehn Jahren im Berliner Sexgewerbe, hauptsächlich in Bordellen, tätig war:

»Durch den Sex kommt man sich näher und kann auch direkter sein, weil die Begegnungen auf der Straße sind leider heutzutage sehr oberflächlich. ›Hallo, wie geht's?‹ – und das war's. Wir wissen nichts mehr von unseren Nachbarn, wir wissen wenig von unseren Bekannten, wenig von unseren Kollegen, weil es wird immer geantwortet, gut, aber was tatsächlich passiert, weiß niemand. Und dadurch, dass das auch eine

lockere Beziehung ist mit dem Gast, macht es mir Spaß, dieses Körperliche, und dieser Austausch, diese Gefühle, der Augenblick, wo man ganz nahe ist. Und bei Sex entsteht so eine magische Atmosphäre oder so ein Energieaustausch noch, das ist nicht zu beschreiben, wenn man es selber nicht erlebt hat, kann man das schwer verstehen oder beschreiben. Für mich persönlich gibt es keinen Unterschied [zu Sex außerhalb der Sexarbeit, Anm. UP], weil jeder Mensch ist unterschiedlich.«

Auch wenn Jelena hier die körperliche Dimension zwar benannte, liegt das, was Sex für sie reizvoll macht, in den affektiven Relationen zwischen ihr und ihren Sexualpartnern, die jedoch an diese sexuellen Interaktionen gebunden sind und sie nicht (unbedingt) transzendieren. Insofern ist auch für Jelena eine positive sexuelle Erfahrung nicht per se an bestimmte Beziehungskonstellationen gebunden, sondern kann in verschiedenen Kontexten erlebt werden. Jelena verstand Sex damit außerdem als Kontrapunkt zu einer anderweitig oberflächlichen Gesellschaft, die (auch nicht-sexueller) intimer Kontakte entbehrte. Gleichzeitig nannte sie die »lockeren Beziehungen« zu Kunden aber auch als Bedingung für die »magische Atmosphäre« – es war also gerade der Kontrast zwischen zwischenmenschlicher Distanz und sexueller Nähe, der die sexuelle Begegnung für sie reizvoll werden ließ.

Auch darin zeichnen sich Verwicklungen verschiedener gesellschaftlicher Interpretationen von Sexualität im Kontext der Verbreitung (neo-)liberaler Logiken ab. Für Jelena war Sex eine intensive Erfahrung, aus der sie nicht nur körperliche Befriedigung, sondern auch Nähe, Intimität und eine besondere Art zwischenmenschlicher Verbindungen schöpfte. Dass sie Sex dabei eine Sonderstellung im Kontext zwischenmenschlicher Beziehungen zuschrieb, bekräftigt gleichzeitig moralisierende Vorstellungen von (insbesondere weiblicher) Sexualität als der »intimsten« aller möglichen menschlichen Erfahrungen (Rubin 1984: 152), die dabei für Jelena allerdings nicht an Liebe, Beziehung o.Ä. geknüpft war, sondern als situative, relationale, aber dennoch räumlich und zeitlich begrenzbare Erfahrung konzeptualisiert wurde. Wie sich in ihrer Aussage zeigt, steht eine derartige Auffassung nicht im Gegensatz zur Kommodifizierung von Sexualität, sondern geht mit ihr Hand in Hand, insbesondere mit der in den letzten Jahren zunehmenden Kommodifizierung von Emotionen (vgl. Illouz 2017a) und der damit zusammenhängenden »Emotionalisierung« der Sexindustrie (vgl. Bernstein 2007).

Dass die polarisierten Debatten um Sexualität entlang europäischer Ost-West-Achsen (vgl. Lewicki 2020) bisher keine Erwähnung fanden, liegt daran, dass sie in den bewussten Reflexionen der Teilnehmer*innen keine zentrale Rolle einnahmen. Das bedeutete jedoch nicht, dass sie keinen Niederschlag in den sexuellen Realitäten der Teilnehmer*innen fanden. Deutlich wurde dies v.a. in den Erzählungen derjenigen Teilnehmer*innen, die aufgrund ihrer vergeschlechtlicht-sexuellen Subjektivitäten und Orientierungen im Widerspruch zu cisheteronormativen Ordnungen positioniert waren und sich deswegen gen Deutschland bzw. (West-)»Europa« orientierten (vgl. Abschnitt 4.3). Damit einher ging eine Infragestellung eigener ethnisch-nationaler Zugehörigkeiten, da diese Teilnehmer*innen hegemonialen Imaginationen einer cisheterosexuellen Nation nicht entsprachen und sich daher nur bedingt oder gar nicht als Teil von ihr sahen. Dementsprechend nahmen sie auch ihre sexuellen Subjektivitäten als soziokulturelle Verfasstheiten transzendierend wahr. Dies trug jedoch zu einer Übernahme hegemonia-

ler (west-)»europäischer« Kategorisierungen nicht-normativer Sexualitäten bei, anhand derer die Teilnehmer*innen ihre sexuellen Subjektivitäten im Streben nach Zugehörigkeiten zu internationalisierten sexuellen Subkulturen in Berlin interpretierten und z. B. durch den Besuch von (queeren) Sexpartys o.Ä. auslebten bzw. ausleben wollten und sich dafür z. B. in Aussehen und Kleidung den Normen dieser Szene(n) anpassten bzw. anpassen mussten. Da auch nicht-normative sexuelle Subjektivitäten durch soziokulturelle Kontexte geprägt sind und unterschiedlich ausgedrückt werden (vgl. Kulpa/Mizielinska 2016, Murib 2018), drängt sich dabei die Frage auf, inwiefern die Propagierung »Westeuropas« als Bewahrer der Rechte und Freiheiten dieser Personengruppen zur Homogenisierung nicht-cisheteronormativer und/oder queerer sexueller Subjektivitäten führt. So ließen sich nicht-normative Körper und sexuelle Praktiken in Berlin zwar zur Einkommensgewinnung kommodifizieren, der Aufbau von (mehr oder weniger) verbindlichen sexuell-romantischen Beziehungen gestaltete sich aber z. B. für einige der trans Frauen – die sich diese Art von Beziehung durchaus wünschten – auch in der deutschen Hauptstadt schwierig, da sie aufgrund unterschiedlicher sozioökonomischer Positionierungen Körper- und Verhaltensnormen queerer Szenen nicht erfüllen konnten oder wollten. Das Ausleben ihrer sexuellen Subjektivitäten abseits kommerzieller Begegnungen war also auch im »offenen« Berlin nur bedingt möglich.

Auch für die cisheterosexuellen Teilnehmer*innen waren Verknüpfungen zwischen sexuellen Subjektivitäten und ethnischen/nationalen/rassifizierten Zugehörigkeiten etwas, das sie v. a. »Anderen« wie z. B. »deutschen« oder »arabischen« Männern zuschrieben, während die eigenen sexuellen Subjektivitäten entlang von Dichotomien rund um »Tradition« und »Moderne« (vgl. Kapitel 4) und um Konzeptionen von »Europa« zirkulierten. Damit stellten sich Teilnehmer*innen auch gegen die Rassifizierung und Ethnisierung ihrer Sexualität, die sie nicht als per se »osteuropäisch« o.Ä. begriffen. Diese als regionale/ethnische/nationale Sexualitätsverständnisse transzendierend konzeptualisierten Subjektivitäten formierten sich jedoch nicht fernab soziokultureller Strukturen; eine »moderne«, »europäische« Cisheterosexualität kann also weder als universell noch monolithisch betrachtet werden, da die Definitionen und Interpretationen der cisheterosexuellen Norm ebenso variieren (vgl. Kulpa/Mizielinska 2016). Denn die Aussagen der Teilnehmer*innen verwiesen durchaus auf verschiedene Konzeptionen heterosexueller Subjektivitäten (vgl. Lewandowski 2015) und darin enthaltener Grenzen, Grauzonen und Dissonanzen von Ideen zu Sexualität, Beziehungen, Kommerzialisierung und »Privatheit«.

Verschwimmende Grenzen? Subjektivitäten, Sexarbeit und die Frage des »Privaten«

»Bei privatem Sex, glaube ich, sind ein bisschen mehr Gefühle, aber so einen großen Unterschied macht das nicht, Sex ist halt Sex, entweder es macht Spaß oder nicht, und es gibt Tage, wo man wirklich keinen Spaß hat, aber die gibt es auch privat«, erzählte Deniza über ihr Sexleben während und abseits ihrer Arbeit in Bordellen. Sie vertrat damit eine ähnliche Auffassung wie Ewa und Jelena hinsichtlich der Verknüpfung von Sex mit »Vergnügen« und des Umstands, dass dieses Vergnügen nicht von bestimmten Beziehungskonstellationen abhängig war. Gleichzeitig war eine Unterscheidung zwischen »priva-

tem« und kommerziellem Sex durchaus eine in ihren Reflexionen relevante Trennung, wobei weder bei der einen noch der anderen Form »Spaß« für sie garantiert war. Die Involvierung von Geld war somit nicht der einzige Faktor, der ihre subjektiven sexuellen Erfahrungen beeinflusste, sondern sie waren durch verschiedene Faktoren bedingt, die ebenso in nicht-kommerziellen sexuellen Begegnungen präsent waren bzw. sein konnten und sich auf das Erleben von Sex als verkörperlichter Praktik auswirkten. Insofern lässt sich die Auffassung von Ewa, Jelena oder Deniza, dass zwischen Sex in der Sexarbeit und abseits selbiger keine wesentlichen Unterschiede bestehen, auch so verstehen, dass nicht bloß kommerzielle sexuelle Handlungen, sondern ihre sexuellen Erfahrungen insgesamt von vergeschlechtlichten gesellschaftlichen Strukturen geprägt sind, die sich auf die Qualität der Erfahrungen auswirken und kommerzielle sexuelle Handlungen dahingehend als nicht »außergewöhnlich« erscheinen lassen.

Dies ließ sich auch in den Ausführungen Jelenas über die Gemeinsamkeiten jeglicher sexueller Interaktionen unabhängig von kommerziellen Komponenten erkennen, wobei zu bedenken ist, dass derartige Darstellungen auch als Ausdruck einer Präsentation von Professionalität im Sexgewerbe (und/oder mir gegenüber) angesehen werden können (vgl. Abschnitt 7.2):

»Sex ist wie Tanzen, also je nachdem, wie mein Partner ist, so lasse ich mich auf ihn ein. Ich versuche nicht, meine Nummer aufzudrücken, sondern ich passe mich an sein Tempo an, an seine Gefühle, oder das, was er gerade fühlt. Die Zärtlichkeit, oder der Andere liebt mehr etwas härtere Nummern, nur Sex und nichts weiter, der Andere braucht es einfach mal, in den Arm genommen zu werden, und jeder Mensch ist unterschiedlich und genau so wie wir unterschiedlich essen, ist das nicht anders bei Sex. Und privat, wenn man mit seinem Partner ist, wohnt man zwar zusammen und kennt man sich besser, aber im Großen und Ganzen ist da kein großer Unterschied. Ist genau das gleiche auch wie da, weil das ist der gleiche Sex. Ich lass mich auf den Menschen ein, mit dem ich gerade bin.«

Ähnlich wie im weiter oben wiedergegebenen Zitat betonte Jelena an dieser Stelle, dass es ihr v.a. auf die Interaktionen mit Menschen bzw. – für sie als heterosexuell verortete Person – mit Männern ankam, unabhängig von anderen nicht-sexuellen Beziehungsebenen. Jelena beschrieb sich dabei als diejenige, die sich auf ihr Gegenüber einlässt und ihm nicht ihre »Nummer aufdrückt«, sondern sich den Bedürfnissen ihrer Sexualpartner anpasst. Insofern lässt sich ihre Beschreibung auch als Reproduktion einer »passiven« weiblichen Sexualität verstehen, die sich in heterosexuellen Kontexten an den sexuellen Wünschen von Männern ausrichtet. Gleichzeitig präsentierte sie dieses Anpassen dabei nicht als passiv, sondern als aktive und bewusste Handlungen, die für sie auch den Reiz sexueller Begegnungen ausmachten. Dies verweist einerseits darauf, dass es sich bei sexueller Hingabe trotz der vermeintlichen Passivität dieser Handlungen und Interaktionen um aktive Prozesse und auch affektive Arbeit (Hardt 1999) handelt. Jelenas Aussage veranschaulicht, dass diese auch in nicht-kommerziellen sexuellen Interaktionen relevant ist, sich nicht »automatisch« ergibt und für alle beteiligten Personen in unterschiedlichen Rollen Teil des Vergnügens an der sexuellen Handlung sein kann.

Dies führt andererseits abermals zu der Frage nach *agency* (vgl. Kapitel 4) und dem Umstand, dass *agency* nicht immer in Widerspruch zu – in diesem Fall – cisheteronor-

mativen Strukturen steht, sondern sich auch entlang selbiger entfalten kann (vgl. Abu-Lughod 2016, Mai 2018: 10). Diese Verflechtungen gesellschaftlicher Strukturen und individueller sexueller Praktiken haben zweierlei Konsequenzen für die Auseinandersetzung mit Sexualität im Kontext von Sexarbeit: Erstens erweist sich dadurch eine pauschale externe Beurteilung individueller sexueller Erfahrungen und Subjektivitäten ohne eine Berücksichtigung der konkreten Perspektiven der betroffenen sexarbeitenden Personen als schwierig bis unmöglich. Zweitens erübrigt dies nicht eine kritische Auseinandersetzung mit den jeweiligen sexuellen Subjektivitäten, da diese nicht abseits gesellschaftlicher Hierarchien existieren. Im Verständnis von Sexualität als Assemblage muss zudem in Frage gestellt werden, wie sich die Erfahrung von sexuellen Interaktionen mit einer hingebungsvollen (cis) Frau wiederum auf die Wahrnehmung von Sexualität durch Kunden im Kontext cisheteronormativer Strukturen auswirkt, d.h. inwiefern dadurch geschlechterspezifische Zuschreibungen bestimmter (z.B. aktiver/passiver) sexueller Subjektivitäten reproduziert werden.

Wie sich im Rahmen des Forschungsprojekts zeigte, waren kommerzielle und nicht-kommerzielle sexuelle Begegnungen nicht für alle Teilnehmer*innen derart qualitativ ähnlich. So beschrieb Darija, die als Domina tätig war, die Gestaltung und Involvierung ihrer eigenen sexuellen Vorlieben in kommerzielle sexuelle Begegnungen als komplexe Gratwanderung:

»Es ist sehr schwierig, ich finde, es ist so eine Gratwanderung. Also ich verstehe mich als eine Dienstleisterin. Naja, auf der einen Seite lebe ich mit denen schon meine Sau aus, aber das ist nicht so, dass ich das privat genauso machen würde. Um eine gute Session abzuliefern, aber in erster Linie für den und nicht für mich, da ist das schon zweitrangig.«

Wie in Kapitel 5 erwähnt, hatte Darija die Arbeit als Domina aufgrund ihres Interesses an Sexualität und BDSM begonnen und konnte dabei auch ihre eigenen Vorlieben einbringen. Jedoch waren dem Ausleben ihrer »Sau« durch den Dienstleistungscharakter dahingehend Grenzen gesetzt, dass die Interaktionen den Kunden angepasst werden mussten, was insbesondere (aber nicht nur) im Kontext von BDSM-Dienstleistungen auch bedeutete, dass Darija die Verantwortung für das Wohlergehen ihrer Kunden zufiel. Diese Rollenverteilung wirkte sich auf die Möglichkeiten des Auslebens sexueller Subjektivitäten aus und bedeutete für Darija, dass sie sich – im Gegensatz zu z.B. Ewa – nicht einfach »fallen lassen« konnte, sondern das Dienstleistungsverhältnis andere Rahmenbedingungen konstituierte als für sie bei »privaten«, d.h. nicht-kommerziellen sexuellen Handlungen, gegeben waren.

In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, dass keine*r der Teilnehmer*innen über verschwimmende Rollen und Relationen zwischen ihnen und ihren Kunden abseits des Verhältnisses als sexarbeitende Person und Kunde berichtete. Gemeint damit ist das z.B. im Zusammenhang mit Sextourismus des Öfteren beschriebene Aufweichen der Grenzen zwischen kommerziellen und anderweitig intimen sexuellen Beziehungen (vgl. Stout 2014), das Praktizieren von nicht detailliert abgesprochenem transaktionellem Sex (vgl. Hunter 2002) oder die Entwicklung von romantischen Beziehungen durch bzw. nach dem Kennenlernen im Rahmen der Sexarbeit. Am ehesten in diese Richtung schienen sich manche Bekanntschaften der jungen Männer im Nollendorfkiez zu entwi-

ckeln, da diese einerseits sexuelle Handlungen verstärkt auch gegen Unterkunft oder andere Unterstützungsleistungen tauschten und andererseits ihre Kunden oder Bekanntschaften den jungen Männern z.B. manchmal zu Hilfe eilten, wenn sie im Rahmen ihres Abhängens im Nollendorfkiez Probleme mit der Polizei und/oder mit Passant*innen bekamen. Allerdings sprachen weder Radko noch seine Kollegen mir gegenüber davon, irgendwelche anderen als ›geschäftliche‹ Beziehungen zu diesen Männern zu pflegen. Es ist jedoch möglich, dass derartige Beziehungen nicht ihrer (angestrebten) Selbstinszenierung mir gegenüber entsprochen hätten und dementsprechend nicht erwähnt wurden. Manche cis Frauen berichteten von Stammkunden, mit denen sich im Rahmen der transaktionellen Begegnungen auch als freundschaftlich beschriebene Beziehungen entwickelten, die allerdings nicht über die jeweiligen Treffen hinaus gingen. Ebenso erwähnte keine der trans Frauen einen Kontakt mit ihren Kunden abseits der kommerziellen sexuellen Begegnungen.

Während also für viele Teilnehmer*innen keine wesentlichen qualitativen Unterschiede zwischen kommerziellem und nicht-kommerziellem Sex im Sinne bestimmter körperlicher Praktiken und Erfahrungen bestanden, wurden hinsichtlich emotional-affektiver Beziehungen klare Grenzen gesetzt. Zwar war die von Bernstein (2007) beschriebene *bounded authenticity* einer an partnerschaftlichen Beziehungskonzepten orientierten kommerziellen Transaktion durchaus Teil des Angebotes einiger Teilnehmer*innen, doch handelte es sich dabei um eine situationsbedingte Performance. Insofern waren es emotionale Dimensionen sexueller Beziehungen, die ›privat‹ gehalten bzw. bewusst aus den kommerziellen Interaktionen ausgeschlossen wurden, und die Frauen wie Jelena, Ewa oder Darija als trennbar von den körperlichen Dimensionen von Sexualität wahrnahmen. Dadurch konnten sie letztere sowohl innerhalb als auch außerhalb der Sexarbeit (teilweise) entlang ihrer sexuellen Subjektivitäten praktizieren. Eine derartige Trennung zwischen Sex als primär körperlicher Praktik und durch Sexualität ausgedrückten emotionalen Bindungen und Beziehungen vertraten jedoch nicht alle Teilnehmer*innen.

»Augen zu und ans Geld denken« – Dissonanzen zwischen Sexualität und Sexarbeit

In einem der seltenen Momente, in denen meine Spaziergänge durch Berlin auf der Suche nach Bordellen und Kontaktmöglichkeiten erfolgreich waren, lernte ich Svetlina kennen. Sie arbeitete in einem Bordell, dessen Hausdame mir die Tür geöffnet und mich sogleich auf einen Kaffee eingeladen hatte, um mir die anwesenden sexarbeitenden Frauen bei Gelegenheit vorzustellen. Kurz nach meiner Ankunft setzte sich Svetlina zu der Hausdame und mir in die Küche des Wohnungsbordells. Nachdem sie gerade keine weiteren Kunden erwartete, erklärte sie sich zu einem Gespräch mit mir bereit, währenddessen die Hausdame die Küche verließ. Die 35-jährige Svetlina war vor einigen Jahren aus Bulgarien nach Deutschland gekommen. Zunächst kam sie in eine andere Stadt, wo ihr allerdings bald langweilig wurde, weswegen sie schließlich in Berlin landete. Während ihrer Zeit in Deutschland hatte sie in verschiedenen Bordellen und als Escort gearbeitet, inzwischen allerdings nur noch nebenberuflich. Denn eigentlich wollte sie diese Arbeit nicht mehr machen, verdiente aber in ihrem Hauptberuf als Barkeeperin nicht ge-

nug und war deswegen zur Sexarbeit zurückgekehrt. »Es ist ein scheiß Job, weil auch die Leute scheiße sind, das Kondom wegmachen wollen und so. Kommt aber auch immer auf den Laden an, hier ist es ganz ok, aber abends ist es schwierig, wenn die Leute betrunken sind und so«, erzählte sie. Besonders schwer fiel ihr die Arbeit zu diesem Zeitpunkt, weil sie seit einigen Monaten frisch verliebt in einer neuen (heterosexuellen) Beziehung war. »Der Sex zuhause ist anders, Sex mit Liebe ist besser, die Arbeit geht nur mit Augen zu und ans Geld denken.«

Ihre Reflexion verweist auf Dissonanzen kontemporärer sexueller Assemblagen, v.a. auf den Umstand, dass sexuelles Selbstbewusstsein nicht gleichbedeutend mit einer ›offenen‹ sexuellen Subjektivität zu verstehen ist. Denn auch Svetlina war Sex im Sinne körperlicher Praktiken nicht grundsätzlich abgeneigt, sondern genoss diesen auch – aber nur unter bestimmten Umständen. Für sie war eine positive oder ›gute‹ sexuelle Erfahrung mit romantischen partnerschaftlichen Beziehungen verbunden und an Gefühle wie Liebe und Verliebtsein geknüpft. Somit ergab sich ein grundlegender Konflikt zwischen ihrer sexuellen Subjektivität und der (für sie) diese Beziehungsebene ausschließenden Sexarbeit, die nicht (primär) über emotionale Beziehungen, sondern über finanzielle Aspekte konstituiert wurde. Anders formuliert führt der Umstand, dass die Neoliberalisierung von Sexualität bei gleichzeitiger Reproduktion cisheteropatriarchaler Strukturen suggeriert, sexuelle Handlungen dekontextualisiert verkaufen zu *können*, nicht automatisch dazu, dies auch zu *wollen*, da sich sexuelle Subjektivitäten in einem komplexen Gefüge verschiedener Diskurse, Affekte und Institutionen unterschiedlich formieren. Verstärkt wird diese Problematik zudem, wenn zugleich ökonomische Prekaritäten Betroffene in die Lage bringen, Sex verkaufen zu *müssen*.

Svetlinas Ausführungen verweisen auch auf einen weiteren problematischen Aspekt von aufgrund ihrer Ökonomisierung als emotional unverbindlich wahrgenommenen sexuellen Interaktionen. So belastete sie nicht nur die Abwesenheit ihrer eigenen affektiv-emotionalen Involvierung, sondern auch die Abwesenheit von Fürsorge vonseiten ihrer Kunden, die sie schlecht behandelten. Da diese nicht Teil dieses Forschungsprojekts waren, lassen sich ihre Motivationen und Erfahrungen an dieser Stelle nicht detailliert analysieren. Jedoch wurde in den Erzählungen der Teilnehmer*innen deutlich, dass sich – unabhängig davon, ob die entsprechende sexarbeitende Person Sexarbeit mit ihrer sexuellen Subjektivität vereinbar sah oder nicht – sexuelle wie nicht-sexuelle Interaktionen mit Kunden aufgrund ihrer Anspruchs- und Abwertungshaltungen mitunter problematisch gestalteten.

Diese Dissonanzen neoliberaler cisheteronormativer Sexualitätsverständnisse, die eine Loslösung körperlicher sexueller Akte von emotional-affektiven Beziehungen bedingen und Sexualität als (vermeintlich) besonders intime und intensive Erfahrung propagieren (und kommodifizieren), wurde auch in Felicias Reflexionen über ihren Einstieg in die Sexarbeit ein paar Jahre vor unserem Gespräch deutlich. Denn auch für sie ergab sich daraus ein Konflikt zwischen dem (aufgrund sexueller Liberalisierung) Können und dem (im Kontext ihrer ebenso durch hegemoniale Ideen von Romantik, Liebe und Sexualmoral geprägten sexuellen Subjektivitäten) Wollen kommerzieller sexueller Handlungen. Zum Zeitpunkt unseres Kennenlernens präsentierte sich Felicia als selbstbewusste Frau, die Wert darauf legte, dass ihre Tätigkeit als »harte Arbeit« anerkannt wurde (vgl. Kapitel 7). Dass sie sich einige Jahre zuvor für den Einstieg in die Sexarbeit entschied,

geschah aus der Überlegung heraus, dass sie einerseits kein Problem mit unverbindlichem Sex hatte und andererseits die Einkommensmöglichkeiten ansprechend fand. Diese theoretische Positionierung ließ sich für sie aber bei ihrem ersten Kunden nur schwer in die Praxis umsetzen: »Ehrlich gesagt, ich kann mich erinnern, bei meinem ersten Gast habe ich geweint, weil ich gesagt habe, ich kann das nicht machen. Und zum Glück war der sehr nett, der hat dann gesagt, komm, ich lern dir das mal.«

Anhand dieser Aussage werden zweierlei Aspekte deutlich: Erstens erweisen sich die beschriebenen Dissonanzen nicht nur als rational reflektierte, sondern auch als emotional-verkörperlichte Prozesse, die sich in Weinen oder Ähnlichem niederschlugen. Insofern kann es sich bei den durch sexuelle Assemblagen aktivierten körperlichen Kapazitäten sowohl um positiv konnotierte Prozesse wie Orgasmen oder sexuelle Erregung, als auch um körperliche Ausdrücke von Angst, Wut oder Trauer handeln. Um ein differenziertes Bild kontemporärer sexueller Assemblagen zu erhalten, ist es somit notwendig, diese Emotionen nicht als abgetrennt von Sexualität zu begreifen, sondern als Teil selbiger, der nicht nur, aber auch in der Sexarbeit zum Tragen kommt. Zweitens verdeutlicht der Umstand, dass Felicias erster Gast im Angesicht einer weinenden Frau seinen Anspruch auf sexuelle Handlungen in dieser Situation nicht in Frage stellte, sondern sie weiterhin zur Umsetzung selbiger motivierte, zugrundeliegende vergeschlechtlichte Machtverhältnisse. Denn während die skizzierten (Neo-)Liberalisierungsprozesse sie mitunter als überkommen darstellen, wurden die weiterhin bestehenden sexuellen Machtverhältnisse entlang verschiedener soziokultureller Hierarchien gerade in den konkreten verkörperlicht-affektiven Interaktionen der Teilnehmer*innen mit ihren Kunden deutlich.

6.3 Sexuelle Praktiken und körperliche Erfahrungen als Kondensationspunkt problembehafteter sexueller ›Normalitäten‹

Mit Kind und Hund bepackt führte mich Kasia zu einem Park, wo wir in Ruhe picknicken und unser Gespräch weiterführen wollten. Ihr Kind war erst wenige Monate alt und damit die Gefahr, dass es etwas von den Inhalten unserer Unterhaltung mitbekommen würde, gering, zumal das Baby die meiste Zeit zufrieden schlief. Für Unterbrechungen im Gesprächsverlauf sorgte vielmehr Kasias Hund, der ihr zwar anstandslos gehorchte, von all den Eindrücken im sommerlichen Park allerdings so begeistert war, dass er sich manchmal weit von unserem Platz entfernte. Während Kasia mir ihre Lebensgeschichte erzählte, von ihrem Aufwachsen in Polen über die Migration nach Berlin mit 19 Jahren und ihre Zeit an der Uni und im Bordell bis heute, verlor sie ihren Hund aber nie aus dem Blick und erschreckte mich einmal etwas mit einer abrupten Unterbrechung ihrer Ausführungen in Form eines lauten Schreis. Denn der Hund beschnüffelte inzwischen die Picknickdecke dreier anderer Personen – zwei Frauen und ein Mann – die in einer anderen Ecke des Parks lagen und das sonnige Wetter genossen. Kasia rief ihnen etwas auf Polnisch zu, denn bei einer kurzen Interaktion während unserer Ankunft hatte sich herausgestellt, dass die drei Personen auch aus Polen waren. Der Besuch von Kasias Hund schien sie allerdings wenig zu stören – die drei blieben entspannt auf der Picknickdecke liegen, die Frauen dabei nur im Bikini-Unterteil, und kehrten schnell zu ihrem Gespräch

zurück, nachdem Kasia ihren Hund zu sich gerufen hatte. Als der Hund wieder bei uns angekommen war, wandte sich Kasia zu mir: »Kann sein, dass die beiden Frauen auch [in der Sexarbeit, Anm. UP] arbeiten. Man erkennt das irgendwie, man erkennt sich irgendwie, man hat da einen anderen Umgang mit seinem Körper.«

Dass gerade im freizügigen Berlin, wo Kleidung oder ihre Abwesenheit an vielen Orten eine geringe Rolle spielen, sich oben ohne sonnende Frauen über Sexarbeitserfahrung verfügen, war vielleicht eine gewagte Hypothese (im Hinblick auf die weitreichende Sexarbeitslandschaft der Stadt aber vielleicht auch nicht). Abstrahiert betrachtet machte Kasia mit dieser Bemerkung jedoch auf einen zentralen Faktor sexueller Subjektivitäten aufmerksam: Sie können sich im Laufe des Lebens verändern und es kann davon ausgegangen werden, dass sie nicht bloß entweder in Einklang mit oder in Dissonanz zu den Erfahrungen in der Sexarbeit stehen, sondern dass diese Subjektivitäten sich (neben weiteren Faktoren wie privaten sexuellen Handlungen usw.) gegenseitig bedingen und transformieren.

Derartige von den Teilnehmer*innen identifizierte Veränderungen und Beschreibungen der Facetten von Sexualität, die durch, mit oder während der Sexarbeit »erkannt« wurden, stehen im Zentrum dieses Abschnitts. Denn diese Transformationsprozesse veranschaulichen nicht nur die Fluiditäten sexueller Subjektivitäten. Die Betrachtung dessen, was die Teilnehmer*innen durch die Sexarbeit erkannten, gibt Aufschluss darüber, was ihnen und auch ihren Kunden (bis dahin) nicht bekannt war. So zeichneten sich darin verschiedene Leerstellen und Ambivalenzen in der Wahrnehmung dessen ab, was als sexuell »normal« betrachtet wurde, wie z.B. Fragen zur konkreten körperlichen Umsetzung verschiedener sexueller Praktiken, aber damit einhergehend auch Fragen der Wahrung der sexuellen (physischen wie psychischen) Gesundheit. Dabei erwies sich Berlin in seiner sexuellen Heterogenität und der damit einhergehenden Parallelität verschiedener sexueller »Normalitäten« als Raum, in dem vergeschlechtlichte, ethnisiertrassifizierte und sozioökonomische sexuelle Hierarchien nicht nur besonders deutlich wurden, sondern auch in Frage gestellt werden konnten.

Die Produktion von Sexualität: Körper, Affekt und das Kennenlernen des sexuellen Selbst

Kasias Gedanke zu den Frauen im Park regte sie zu weiterführenden Überlegungen zu den Effekten von Sexarbeit auf Körperhaltungen und Interaktionsformen an: »Zum Beispiel, wenn man im Gespräch der sprechenden Person in die Augen schaut. Du machst das, aber das machen wenige Leute, die nicht [in der Sexarbeit, Anm. UP] gearbeitet haben.« Im ersten Moment fühlte ich mich durch diese Aussage ertappt, denn in Gesprächen Blickkontakt zu halten war keineswegs ein Verhalten, das ich in jeder Situation »natürlich«, d.h. automatisch und unbewusst, praktizierte. Vielmehr war es eine von mir in Interviews und ethnographischen Gesprächen bewusst gesetzte Handlung, um Aufmerksamkeit und aktives Zuhören zu signalisieren. Und wie mir durch Kasias Beurteilung meiner Interviewperformance bewusst wurde, handelte es sich dabei um eine Praktik, die offensichtlich auch in der Sexarbeit Anwendung fand.

Das Beispiel des Blickkontakts zeigt die affektiven Dimensionen von Sexualität sowie ihrer Produktion aus vielen kleinteiligen Momenten, Beziehungen und Handlun-

gen. Das Postulat von Sexualität bzw. insbesondere sexueller Praktiken als ›natürliche‹ Handlungen verleitet dazu, davon auszugehen, dass diese sich ›automatisch‹ ergeben. Aus einer relationalen Perspektive auf Sexualität lässt sich dem entgegen jedoch festhalten, dass sich in der Art und Weise, wie Menschen Sexualität erfahren und praktizieren, die Einflüsse soziokultureller Normen, (Wert-)Vorstellungen, Geschlechterverhältnisse u.Ä. manifestieren. Wie Sex unter welchen Umständen ›gemacht‹ und körperlich erlebt wird, wird somit zum Moment der (Re-)Produktion und/oder Herausforderung derartiger Vorstellungen.

Nicht nur, aber besonders auch Sexarbeit nimmt in diesem Zusammenhang eine spezifische Stellung ein, da der kommerzielle Rahmen der sexuellen Interaktionen für die sexarbeitenden Personen eine bewusst(er)e Reflexion ihrer körperlichen Handlungen bedingte. So hatte z.B. Kasia in ihren Jahren in der Sexarbeit nicht nur einiges über sich selbst und ihre sexuellen Subjektivitäten gelernt, sondern inzwischen auch viele Tricks parat, um sexuelle Handlungen für Kunden ansprechend zu inszenieren (wie z.B. durch das Halten von Blickkontakt) aber auch um Unpässlichkeiten zu überspielen:

»Eine Freundin zum Beispiel, die hatte eine Furzattacke, was machst du denn? Beim Sex mit deinem Freund kannst du das ja sagen, ist auch unangenehm, aber wenn du gerade seit Ewigkeiten einen Stundengast hast, da wirst du nicht sagen: ›Oh, ey, Alter.‹ Also was hat sie gemacht? Sie hat ihm die Zunge in den Hals so reingesteckt, dass er nur oben beschäftigt war und keine Gerüche wahrgenommen hat.«

In dieser Aussage fand ein Unterschied zwischen kommerziellen und nicht-kommerziellen sexuellen Handlungen Ausdruck, da letztere mitunter mehr Handlungsspielräume ermöglichten bzw. wie im beschriebenen Fall die Option eröffnet hätten, sexuelle Handlungen schlichtweg abzubrechen. Zwar betonte Kasia, dass für sie immer die Option bestand, Kunden abzulehnen (wovon sie auch durchaus Gebrauch machte). Die Navigation der sexuellen Interaktionen hatte dennoch häufig Kreativität erfordert, um sowohl ihren Ansprüchen und Bedürfnissen als auch denen ihrer Kunden gerecht zu werden. Für Kasia handelte es sich dabei um etwas, das ihr, ähnlich wie Jelena, auch selbst Vergnügen bereiten konnte, während derselbe Umstand für andere Teilnehmer*innen wie Svetlina Dissonanzen zwischen ihrer sexuellen Subjektivität und kommerziellen sexuellen Handlungen verstärkte.

Daraus, dass Teilnehmer*innen wie Kasia durch Sexarbeit viel über die eigenen sexuellen Subjektivitäten gelernt hatten, lässt sich auch eine Aussage über den breiteren gesellschaftlichen Umgang mit Sexualität ableiten. »Durch die Arbeit weiß ich mittlerweile auch ganz genau, was ich am Sex mag und was ich nicht mag, und vor meinem Job hatte ich Spaß, aber nicht so wie jetzt«, erzählte auch Deniza, was impliziert, dass sie abseits der Sexarbeit über wenig Raum und/oder Möglichkeiten verfügt hatte, sich mit ihren sexuellen Subjektivitäten auseinanderzusetzen. Wie es genau zu einem Mangel an derartigen Möglichkeiten kam, lässt sich im Rahmen dieses Forschungsprojekts nicht umfassend beurteilen, da dazu eine auch detaillierte Auseinandersetzung mit Denizas sexuellen Erfahrungen vor ihrer Ankunft in Berlin und v.a. ihren soziokulturellen Umfeldern in ihrer Herkunftsregion notwendig ist, die in diesem Projekt nicht erfasst werden konnten. Jedoch war sie nicht die einzige Teilnehmer*in, die ihre sexuellen Subjektivitäten derart beschrieben, dass sie schon seit Längerem gerne – auch ungezwungen und

abseits partnerschaftlicher Beziehungen – Sex hatten, aber erst durch die regelmäßigen sexuellen Interaktionen in der Sexarbeit »lernten«, was genau sie an Sex (nicht) mochten. Insofern erachteten manche Teilnehmer*innen gewisse Erfahrungen in der Sexarbeit durchaus als Momente einer (für sie) positiven (Weiter-)Entwicklung ihrer sexuellen Subjektivitäten. Dennoch ergibt sich daraus auch die Frage, warum dies für sie anderweitig nicht bzw. weniger möglich war. Im Hinblick auf die in Abschnitt 6.1 skizzierten Neoliberalisierungsprozesse von Sexualität(en) lässt sich dieser Umstand als Ausdruck dessen interpretieren, dass eine »offene« Sexualität v.a. in quantitativen Dimensionen gedacht wird, womit die qualitativen Fragen danach, wie Sexualität praktiziert wird oder werden kann, in den Hintergrund rücken und/oder ökonomischen Logiken unterworfen werden (indem z.B. Wissen um sexuelle Praktiken als Ware gehandelt wird – was es wiederum nur denjenigen zugänglich macht, die es sich leisten können).

Die Sorge um das sexuelle Selbst: Sexarbeit und Gesundheit

»Die Sache ist, wenn du mit jemanden auf Zimmer gehst und der redet mit dir, ist das ja schön und gut, aber du musst das danach vergessen. Und wenn du das nicht machst, macht's irgendwann Platz!« Als Denzia das letzte Wort aussprach, führte sie ihre Hände zum Kopf, um damit das Platzen des Kopfes gestisch darzustellen. »Das kann wirklich manchmal sehr belasten, ich hatte auch sehr schwere Tage, wo ich einfach nach Hause gegangen bin und geweint habe.« Dass die subjektiven Auseinandersetzungen mit den kommerziellen sexuellen Interaktionen – und ihren affektiv-emotionalen Dimensionen – nicht mit Abschluss des Geschäfts aufhörten, war ein wiederkehrendes Thema in vielen meiner Gespräche, insbesondere mit den sexarbeitenden cis Frauen.

Denn dass manche Kunden nicht (bloß) für mechanische sexuelle Handlungen zu sexarbeitenden Frauen gingen, sondern auch um »in den Arm genommen zu werden«, wie Jelena es beschrieb, oder »einfach reden wollen«, wie Felicia erwähnte, machte die Arbeit keinesfalls weniger problemfälliger. Insbesondere belasteten Deniza und andere Teilnehmerinnen Momente, in denen Kunden davon erzählten, »zu Hause« eine Freundin oder (Ehe-)Partnerin zu haben, mit der sie (angeblich) nicht derart emotional offen sprechen konnten und/oder mit der sie ihre sexuellen Wünsche nicht ausleben konnten. Diese Erzählungen führten zu einer Infragestellung von, sofern vorhanden, eigenen heterosexuellen partnerschaftlichen Beziehungen bzw. zu Misstrauen gegenüber potenziellen Partnern. Darüber hinaus beschrieben einige Teilnehmerinnen ein Unbehagen damit, dass ihnen von Kunden bestimmte sexuelle Wünsche mündlich beschrieben wurden, die zwar nicht unbedingt im Rahmen der kommerziellen sexuellen Interaktion ausgelebt wurden (was allerdings auch vorkam), aber nicht mit ihren sexuellen Subjektivitäten vereinbar waren. Und schließlich erzählten einige Frauen auch davon, bzw. konnte ich auf dem Straßenstrich beobachten, dass manche Kunden sich nicht nur über andere Frauen in ihrem Leben negativ äußerten, sondern auch mit sexarbeitenden Frauen direkt abwertend interagierten. Auch wenn sich die meisten Teilnehmerinnen zwar dessen bewusst waren, dass es notwendig war, sich von diesen Erlebnissen gedanklich zu distanzieren, gestaltete sich dies schwierig, da sie gleichzeitig aufgrund der Stigmatisierung von Sexarbeit wenige Personen in ihrem sozialen Umfeld hatten, mit denen sie sich darüber austauschen konnten. So hatten Deniza und andere zwar ihre Methoden

eines ›Ausgleichs‹ zur Arbeit, wie z.B. lange Spaziergänge oder Ausflüge in die Natur, blieben dabei aber meist allein.

Dass viele Teilnehmerinnen v.a. die affektiv-emotionalen Dimensionen ihrer Kundenbegegnungen als (psychisch) belastend beschrieben, bedeutete jedoch nicht, dass primär als physisch-körperlich wahrgenommene Faktoren für sie nicht ebenso eine Rolle spielten. Für Kasia und andere Teilnehmer*innen bedeutete das durch die Sexarbeit bedingte Kennenlernen eigener sexueller Vorlieben auch das Kennenlernen des eigenen sexuellen Körpers und seiner (In-)Kompatibilitäten mit anderen Körpern und bestimmten sexuell-körperlichen Praktiken. Tricks und bestimmte Handlungen erwiesen sich dabei v.a. als notwendig, um die physisch-körperliche Unversehrtheit zu bewahren, was Kasia abermals anhand von Beispielen veranschaulichen konnte:

»Man hatte so seine Tricks drauf. Wenn einer mal einen sehr großen [Penis, Anm. UP] hatte, wusste man ganz genau, was zu tun war. Da gab es einen jungen, da kann ich mich gut erinnern, das war als würdest du Stahl reiten. Kein Scherz, wenn er wirklich hart war, als würdest du dir Stahl reinschieben. Und von vorne mit ihm konnte ich gar nicht, von hinten auch nicht, weil er ja viel tiefer reingeht. So die Positionen kriegt man raus, und dann weiß man, von hinten ist es ja am tiefsten, von der Seite geht's noch, weil da noch Pobacken dazwischen waren – und ich hab immer von der Seite mit ihm. Und dann hat man halt andere Sachen probiert, wie zum Beispiel Popo rausschieben oder so. Also man hat schon so seine Tricks drauf.«

So, wie sich Kasia durch ihr Interesse an Sex und der Notwendigkeit der Abwandlung von Sexpositionen zur Vermeidung von Schmerzen viel (körper-)technisches Wissen über sexuelle Handlungen angeeignet hatte, konnte sie dies auch besonders in Fragen der Verhütung und Infektionsprävention anwenden. Während unseres Rückwegs aus dem Park unterhielten wir uns lange über das Thema der Prävention sexuell übertragbarer Krankheiten. Kasia war in ihren Interaktionen mit Kunden immer wieder schockiert davon gewesen, wie wenig diese darüber wussten. Dass Kasia und andere Teilnehmer*innen sich intensiv mit körperpraktischen Aspekten der Verhütung und Schmerzvermeidung auseinandersetzen mussten, verweist somit darauf, dass viele ihrer Kunden sich damit nicht auseinandergesetzt hatten bzw. dies nicht wollten oder konnten – denn schließlich wäre es auch vorstellbar, dass Kunden selbst derartiges Wissen einbringen.

Dieses Problem betraf aber auch sexarbeitende Personen selbst bzw. ihre Möglichkeiten und Kapazitäten der Auseinandersetzung mit den vielschichtigen Details sexueller Handlungen. Denn dass Kasia in ihren Begegnungen mit Kunden manchmal gewissermaßen die Rolle einer Sexualpädagogin übernehmen konnte, lag nicht nur in ihren Erfahrungen begründet, sondern auch in ihrem Zugang zu Wissen und (sexueller) Bildung, der nicht für alle Teilnehmer*innen gleichermaßen gegeben war. Waren Kasia, aber auch Ewa oder Irina als Studentinnen bzw. Personen mit Berufsausbildung ein Beispiel dafür, dass sexarbeitende Personen nicht per se durch Bildungsarmut charakterisiert sind (vgl. Amesberger 2019), hatten einige Teilnehmer*innen, insbesondere die Frauen auf dem Straßenstrich und die Männer im Nollendorfkiez, in ihrem bisherigen Leben aufgrund verschiedener vergeschlechtlichter, ethnisierter und rassifizierter Ausgrenzungsmechanismen wenig Zugang zu formaler Bildung erhalten. Diese Unterschiede wirkten sich nicht nur auf allgemeine Arbeitsmarktoptionen, sondern eben auch auf

den Umgang mit Fragen von sexueller Gesundheit aus. So war es für Kasia einfach(er), zu diesen Fragen eigenständig zu recherchieren oder Beratungsangebote in Anspruch zu nehmen, als für Radko oder Ildiko.

Die Bearbeitung von Fragen oder Problemen im Zusammenhang mit Sexualität oder sexuellen Handlungen baut zudem auf der Fähigkeit auf, sie überhaupt als solche wahrzunehmen, was wiederum zurück zu den Verflechtungen gesellschaftlicher Darstellungen und Diskurse mit körperlichen Erfahrungen führt. So baut z. B. ein durch bestimmte Stellungen gezieltes Vermeiden von Schmerzen bei cisheterosexuellem penetrativem Geschlechtsverkehr auf dem Wissen auf, dass dieser nicht unbedingt schmerzhaft sein muss. Dieser Umstand verweist nicht bloß auf die Notwendigkeit einer niederschweligen Verfügbarkeit sexueller Bildung, sondern auch auf die grundlegenden Bedingungen des Erlernens von Sexualität und welche Ansichten und Erfahrungen dabei in den jeweiligen soziokulturellen Kontexten als ›normal‹ (re-)produziert werden.

Sexualität, Sexarbeit und Normalität

Monika hatte für die Arbeit im Stripclub, die sie im Zeitraum des Forschungsprojekts aufgab, keine positiven Worte übrig, außer für ihre Kolleginnen, die sich für Monika durch einen »strange sense of humor« auszeichneten, den sie zu schätzen wusste, aber auch als eine Art »survival skill« für die harsche und belastende Arbeit im Club interpretierte. In ihr abschließendes Urteil über die Arbeit in Stripclubs brachte sie auch Überlegungen zu den langfristigen Effekten einer Beschäftigung in der Sexindustrie ein:

»You know, you get used to this and it twists your mind about sexuality in the end. If you are there when you grow up, you know, young, impressionable, from 21 to whatever, then this is what you think you know, that this is how it works. They all hate men. If this is the only kind of men you see, of course you will hate them, but there are other kinds of people. I'm coming from a different background, I know all these queer people mostly and I do a lot of art, and my art in many ways is very political, it is a statement. So, I come from a background where I know how insane this is, but if this is the only reality you know, then insanity is normality to you.«

Monika machte damit auf einen zentralen, den vorherigen Ausführungen zugrundeliegenden Umstand aufmerksam: Um ambivalente (verkörperlichte) Erfahrungen oder Probleme in der Sexarbeit in Frage stellen zu können, braucht es (auch) ein Bewusstsein dafür, dass es anders sein könnte. Und wie Monikas Worte ebenso verdeutlichen, hängt die Ausbildung eines derartigen Bewusstseins wesentlich von den soziokulturellen Kontexten ab, in denen sich die entsprechenden Personen bewegen, und davon, was in diesen Kontexten als sexuelle ›Normalitäten‹ angesehen wird.

Für manche Teilnehmer*innen wurde, ähnlich wie Monika es beschrieb, Sexarbeit zur dieser sexuellen Normalität. Felicia gab z. B. an, »privat« gar keinen Sex mehr zu haben – die sexuellen Erfahrungen ihrer Zwanziger erstreckten sich somit auf den kommerziellen Bereich. Die ambivalenten bis negativen Erfahrungen mit Sexualität – und v. a. auch mit Männern – führten zudem für mehrere Teilnehmerinnen dazu, sich abseits der Sexarbeit aus dem ›sexuellen Leben‹ zurückzuziehen und Interaktionen mit Männern zu vermeiden.

Denn dass einige Teilnehmer*innen zugleich keine wesentlichen Unterschiede zwischen sexuellen Handlungen innerhalb und außerhalb der Sexarbeit wahrnahmen, lässt sich derart interpretieren, dass in der Sexarbeit prävalente Ungleichverhältnisse auch außerhalb selbiger präsent sind. Und dass einige Teilnehmer*innen gerade in der Sexarbeit ihre eigenen sexuellen Subjektivitäten erkennen konnten, bedeutet ebenso, dass ihnen dies anderweitig nicht bzw. weniger möglich war. Insofern sind es nicht nur die Realitäten in der Sexarbeit, sondern die hegemonialen sexuellen Normalitäten und Normativitäten insgesamt, die in Frage zu stellen sind, da sich diese gegenseitig bedingen. Die Erfahrungen sexarbeitender Personen mit Sexualität verdeutlichen somit die Notwendigkeit eines kritischen Umgangs mit hegemonialen Sexualitätsdiskursen und -definitionen insgesamt, wobei aber ebenso zu berücksichtigen ist, dass Sexarbeit auch Teil der (Re-)Produktion dieser ›Normalitäten‹ ist.

Monikas Ausführungen zeigen gleichzeitig, dass die ›Normalität‹ bzw. Normalisierung von in Verbindung mit cisheteronormativen Machtverhältnissen ›liberalisierter‹ Sexualität nicht unumgänglich ist. Schließlich sind die Verständnisse davon, was als ›normal‹ angesehen wird, als relational zu den jeweiligen soziokulturellen Hintergründen und Netzwerken zu verstehen, in denen sich Menschen bewegen. So waren die sexuellen Assemblagen des Stripclubs eben nicht »Normalität« für Monika, weil sie entlang ihrer Verortungen in queeren (politischen) Kontexten einen anderen Umgang mit Sexualität erlernen und erleben konnte. Dieser war dabei nicht weniger liberal, sondern gar ›liberaler‹ im Sinne einer Emanzipation von cisheteronormativen Strukturen, die die Arbeit in Stripclubs und den neoliberalen Umgang mit Sexualität im Allgemeinen weiterhin deutlich prägten (Weeks 2002: 25). In diesem Zusammenhang trat abermals die ambivalente Position Berlins mit seinem Ruf als sexuell liberale Stadt zutage. Die sexuellen Vielfältigkeiten des urbanen Raums der deutschen Hauptstadt ermöglichten es Menschen wie Monika, alternative Gemeinschaften und Ausdrucksformen sexueller Subjektivitäten zu finden bzw. zu erschaffen, die cisheteronormative und/oder neoliberale sexuelle ›Normalitäten‹ herausfordern (können). Als Teil des Images der Stadt als ›sexy‹ Metropole konnten und können sich derartige Alternativen jedoch einer Kommerzialisierung nicht gänzlich entziehen, sei es aufgrund der Notwendigkeit, Geld zu verdienen und/oder aufgrund des Umstandes, dass sie auch einer Vereinnahmung und Fremdinterpretation von außen als Teil einer als monolithisch wahrgenommenen Sexindustrie ausgesetzt waren.

Dieses gerade im sexuell vielfältigen Berlin greifbar werdende Gefüge aus verschiedenen sexuellen ›Normalitäten‹ und damit einhergehenden Möglichkeiten zur Reflexion, aber auch zum Konflikt fand schließlich in politischen Streitfragen über Grenzen und Notwendigkeiten eines liberalen Umgangs mit Sexualität ihren Niederschlag. Und obwohl sich die meisten Teilnehmer*innen nicht explizit als politische Personen identifizierten, stellten sie in den Reflexionen ihrer Erfahrungen dennoch Bezüge zu aktuellen Sexualitätsdebatten her. Wie ich in Folge diskutieren werde, wurden dabei anhand der Perspektiven der Teilnehmer*innen weitere Ambivalenzen und Moralisierungen eines auf individualisierten Sexualitätskonzepten aufbauenden (west-)›europäischen‹ politischen Diskurses deutlich.

6.4 Sexuelle Subjektivitäten zwischen Biographie, Politik und Moral

»Es ist mein Körper, es ist meine Murmel, die ich hergebe, ich gehe nicht mit jedem ins Bett. Klingt vielleicht komisch, vor allem, wenn man eine Prostituierte oder Hure ist oder sonstwas, aber ich möchte nicht so abgestempelt werden«, erwähnte Kasia in unserem Gespräch. Wir saßen lange im Park, während Kasia ausführlich über ihre Erfahrungen mit Sexualität und Sexarbeit sprach und selbstkritisch ihr Leben reflektierte. In diesem Zusammenhang war dieser Satz nur eine Nebenbemerkung, die allerdings die Ambivalenzen kondensierte, die sich durch Kasias Ausführungen zogen. Ihre Betonung dessen, dass es sich um *ihren* Körper handelte, erinnerte an den Slogan »My body, my choice« der sich für die Entkriminalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen einsetzenden Pro-Choice-Bewegung (vgl. Stevenson 2019), der jedoch auch in anderen feministischen Zusammenhängen benutzt wurde (und wird). So evozierte Kasia dieses Konzept als Betonung dessen, dass sie auch als »Hure«, d.h. (vermeintlich) sexuell freizügige Frau, nicht beliebig Sex haben wollte und ihr die Anerkennung dieser Entscheidungsmacht wichtig war.

Dass Kasia sich diesbezüglich zu einer Rechtfertigung genötigt sah, steht einerseits im Zusammenhang mit der weiterhin verbreiteten Stigmatisierung sexarbeitender Personen und insbesondere sexarbeitender Frauen. Diese Problematik ist andererseits auch im Kontext breiterer (west-)»europäischer« Sexualitätsdebatten zu verorten. Dabei nehmen Begriffe wie sexuelle Selbstbestimmung (vgl. Todt 2020) oder Einverständnis eine zentrale Rolle ein. Deren Definitionen werden zwar aktuell auf gesellschaftlicher, rechtlicher und medialer Ebene, in feministischen Zusammenhängen und in sozialen Medien durchaus vielschichtig verhandelt (vgl. Graupner 2010, Künkel 2020a). Erkennen lassen sich darin dennoch Tendenzen einer (neo-)liberalen Individualisierung dieser Definitionsfragen (vgl. Künkel 2020a, Torenz 2019), z.B. in der mangelnden Anerkennung soziokultureller Strukturen und Machtverhältnisse auf auch die Zustimmung zu sexuellen Handlungen und/oder der Fokussierung auf die Bestrafung einzelner Individuen, die Grenzüberschreitungen begangen haben, ohne dabei gleichzeitig die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den Blick zu nehmen, die Grenzüberschreitungen ermöglichen. In diesen Debatten nimmt Sexarbeit eine schwierige Stellung ein, da die explizite Involvierung von Geld als eine Grundlage der sexuellen Interaktion zumindest einen Teil der soziokulturellen Verfasstheit sexueller Handlungen gewissermaßen unübersehbar macht, was allerdings – wie in der Einleitung dieses Kapitels erwähnt – mitunter dazu führt, dass die Bedeutung v.a. sozioökonomischer Rahmenbedingungen verabsolutiert und die bloße Möglichkeit einer Einverständnis zu kommerzialisierten sexuellen Handlungen negiert wird.

Es handelte sich dabei um Debatten, die Kasia und anderen Teilnehmer*innen zwar bekannt waren, in denen sie sich jedoch kaum wiederfanden. Denn ihre ambivalenten Erfahrungen mit z.B. Fragen des Einverständnisses im Kontext von Sexarbeit fanden keinen Widerhall in diesen polarisierten Debatten, in denen wenig Platz für Nuancen zwischen sexueller Emanzipation und Opferrolle gegeben ist. Diese Problematik nutze ich zuletzt für eine kritische Auseinandersetzung mit den politischen Debatten zu Sexualität und Sexarbeit in (West-)»Europa« und Berlin. Dabei zeige ich auf, dass die Individualisierung von Auseinandersetzungen mit Einverständnis und Selbstbestimmung bei

gleichzeitiger Missachtung der soziokulturellen Verfasstheit von Sexualität zu einer Dissonanz zwischen als objektiv präsentierten Definitionen und Grenzen sexueller Interaktionen und den für die Teilnehmer*innen in der Praxis häufig komplexen Situationen führte. Die Schwierigkeiten der Teilnehmer*innen, sich in diesen Debatten repräsentiert zu sehen, verdeutlichen, dass die (Neo-)Liberalisierung von Sexualität nicht nur (manche) moralische Bewertungen von Sexualität in Frage stellt, sondern z.B. hinsichtlich der Fragen um den »richtigen« Umgang mit ambivalenten sexuellen Erfahrungen auch fort-schreibt. Dass (neo-)liberale Sexualitätsdiskurse nicht nur verschiedene Ambivalenzen erzeugen, sondern den Umgang damit auch zu moralischen Fragen machen, führt nicht nur zu einer Fortsetzung der gesellschaftlichen Streitbarkeit von Sexarbeit, sondern erschweren den Teilnehmer*innen auch, ihre Erfahrungen zu teilen, ohne zugleich bewertet zu werden, wie sich u.a. in Kasias Sorge, »abgestempelt« zu werden, ausdrückt.

Sexualität, Geschlecht und Macht: Die eigenen Grenzen finden und setzen (können)

Irina erzählte, dass sie häufig Kunden hatte, für die ein Treffen mit ihr der erste Kontakt mit einer sexarbeitenden Frau war, was bei ihr Verantwortungsgefühle auslöste:

»For many of my clients, it is the first introduction into professional sexual services. This makes me feel some kind of responsibility to know and communicate boundaries. It is important for a feminist agenda and not only for myself, but also other women. It is necessary to be thorough and strict with time, rate, place and screening. In not-for-profit sexual encounters, I had my boundaries overstepped more often. In that sense sex work helped me to learn how to respect myself and how to say no.«

Sie bot damit eine Perspektive an, die manchen kritischen Interpretationen von Sexarbeit diametral gegenüberstand. Gerade Gegner*innen des Sexgewerbes beurteilen dieses als pauschal unfeministisch. Im Gegensatz dazu sah Irina in der Sexarbeit die Möglichkeit – und Notwendigkeit – feministischer Verantwortung und verwies auf die Verflechtungen sexueller Interaktionen in der Sexarbeit mit breiteren gesellschaftlichen Verhandlungen von Sexualität. Denn Irinas Aussage zeigt, dass Grenzüberschreitungen keineswegs ein auf Sexarbeit beschränktes Problem darstellen. Insofern bestätigt sich in ihren Worten auch Weeks' (2002) Analyse, dass die Liberalisierung von Sexualität nicht für alle Menschen, und v.a. nicht für Frauen und geschlechtliche Minderheiten, automatisch zu sexueller Selbstbestimmung geführt hat, sondern dass sich cisheteronormative Strukturen in ihr fortsetzen (ebd.: 25ff), die nicht nur Grenzüberschreitungen ermöglichen, sondern auch eine Unkenntnis der eigenen Grenzen oder ein Unvermögen, Grenzen zu ziehen, befördern.

In diesem Zusammenhang nimmt gerade Sexarbeit und die explizite Kommerzialisierung sexueller Handlungen eine herausfordernde Rolle für Diskussionen sexueller Selbstbestimmung ein. Denn die Transaktion von (mehr oder weniger) genau definierten sexuellen Handlungen gegen Geld macht einerseits eine explizite Formulierung von Grenzen notwendig, was für Teilnehmer*innen wie Irina einen durchaus positiven Aspekt darstellte. Andererseits wird in diesem Zusammenhang aber auch explizit, dass Grenzüberschreitungen in nicht-kommerziellen sexuellen Begegnungen zugunsten von

emotional-affektiven Bindungen mitunter weniger deutlich wahrgenommen und oft sogar geduldet werden.

Dass Irina dem Setzen von Grenzen im Rahmen der Sexarbeit Bedeutung für eine »feministische Agenda« und andere bzw. alle Frauen beimisst, verdeutlicht, dass die Erfahrungen in der Sexarbeit auch Wahrnehmungen von Sexualität außerhalb der Sexarbeit prägen, sowohl für sexarbeitende Personen als auch ihre Kund*innen. Dabei baut der Umstand, dass Irina und andere Teilnehmer*innen im Rahmen von Sexarbeit ihren Kunden das Annehmen und Akzeptieren von Grenzen beibringen (können oder wollen), darauf auf, derartige Grenzen überhaupt zu *kennen* und auch setzen zu *können*.

Denn im Hinblick auf die bereits an mehreren Stellen angesprochene Heterogenität der Sexarbeit und die verschiedenen Positionierungen und (strukturellen) Vulnerabilitäten sexarbeitender Personen ist diese Möglichkeit nicht immer als (gleichermaßen) gegeben anzusehen (vgl. Castañeda 2013, Katona 2017, Shah 2014, Wardlow 2004). Neben interpersonellen bzw. physischen Zwängen in Form von Gewaltandrohung, Erpressung, Freiheitsberaubung und Ähnlichem durch Drittpersonen und/oder Kund*innen, die in mehrfacher Hinsicht Grenzüberschreitungen darstellen, sind dabei auch ökonomisch prekäre Situationen zu bedenken, die sexarbeitende Personen dazu veranlassen, aus finanziellen Gründen Kund*innen anzunehmen, die sie unter anderen Umständen ablehnen würden.

Insgesamt lässt sich das gesellschaftliche Unbehagen mit Sexarbeit somit nicht bloß als Ausdruck moralischer Unvereinbarkeiten von Sexualität und Ökonomie interpretieren, sondern auch als Ausdruck dessen, dass gerade Sexarbeit deutlich macht, dass eine absolute sexuelle Selbstbestimmung – im Sinne einer Selbstbestimmung unabhängig jeglicher soziokultureller Faktoren – nicht möglich ist. Denn sexuelle Interaktionen sind von verschiedenen affektiven Relationen geprägt, die die Aushandlung dieser Interaktionen beeinflussen. Dies macht die Bedeutung und z.B. auch die rechtliche Absicherung sexueller Selbstbestimmung nicht obsolet, zeigt aber, dass dabei breitere gesellschaftliche Zusammenhänge und Machtverhältnisse nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Dass im Rahmen der Sexarbeit Geld einen expliziten Referenzpunkt dieser sexuellen Assemblagen darstellt, erzeugt die Problematik der Grenzziehung nicht grundlegend, transformiert sie allerdings dahingehend, dass somit gerade in diesem Feld (rassifiziert/ethnisiert-)vergeschlechtlichte und ökonomische Machtverhältnisse gleichermaßen und in expliziter Wechselwirkung zueinander auf die Interaktionen zwischen sexarbeitenden Menschen und ihren Kund*innen einwirken (können).

Dass dabei nicht nur die jeweiligen sozioökonomischen Positionen der beteiligten Personen, sondern auch situative Rahmenbedingungen, Objekte und Institutionen die Möglichkeiten der Setzung persönlicher Grenzen im Kontext sexueller Handlungen bedingen, machte Irina, die sich auf das Angebot der *girlfriend experience* spezialisiert hatte, in ihrer Kritik an zu der Zeit neueren Apps zur Vermittlung kommerzieller sexueller Kontakte deutlich: »On these apps, men expect a lot, as if they had just matched on Tinder, the boundaries get blurred, but it should be presented as work. On other websites, this is clear and everybody knows what they are doing.« Dieses Verschwimmen von Grenzen im Rahmen von Apps und Plattformen für (kommerzielle) Dates lässt sich als ein Effekt der Kommodifizierung von Emotionen und insbesondere mit Sexualität assoziierten Formen von Intimität interpretieren, der, wie Irinas Verweis auf Tinder deutlich

macht, nicht nur in kommerziellen Situationen zum Tragen kommt. Denn diese Prozesse trugen nicht nur zur einer Veränderung der Sexindustrie bei, sondern zu einer grundlegenden Vermischung von Sexualität, Intimität und Ökonomie, die sich nicht nur in der Involvierung von Geld ausdrückt, sondern auch in einem ökonomisierten Denken über Sexualität, bei dem sich aus einer Einwilligung zu sexuellen Interaktionen oder bestimmten Formen sexuell-intimer Begegnungen vermeintliche Ansprüche ergeben, insbesondere wenn, wie Irina erwähnt, kein klarer Rahmen für diese Kontakte etabliert wurde.

Einen derartig klaren Rahmen setzen zu können, baut jedoch neben den genannten Fragen zu sozioökonomischen Positionierungen und Vulnerabilitäten ebenso (und damit zusammenhängend) auf einem Bewusstsein für und einer Klarheit über die eigenen Grenzen auf. Dies führt schließlich zur Bedeutung der sexuellen Subjektivitäten zurück und zu dem Umstand, dass diese sich aufgrund ihrer Relationen zu den beschriebenen Spannungsfeldern (neo-)liberaler Sexualitätsverständnisse auch hinsichtlich eigener Grenzen mitunter ambivalent gestalten.

Das Problem mit dem Einverständnis und der Differenzierung zwischen Sex und Gewalt

Ihre sieben Jahre im Bordell resümierend sagte Kasia: »Also wie schon gesagt, es gab halt Situationen, wo ich nicht wollte, ich hab's aber trotzdem gemacht, aber niemand hat mich gezwungen, niemand hat mich vergewaltigt, solche Sachen, das ist nicht passiert.« – Wie kann über sexuelle Begegnungen gesprochen und geschrieben werden, die willentlich und bei vollem Bewusstsein stattfanden, und dennoch nicht gewollt wurden? Handelt es sich bei ihnen um einvernehmliche sexuelle Interaktionen oder bereits um Akte sexueller Gewalt? Muss Einverständnis zu sexuellen Handlungen immer »enthusiastisch« sein oder kann auch eine unenthusiastische sexuelle Interaktion im Rahmen einvernehmlicher Sexualität stattfinden? Eindeutige Antworten auf diese Fragen lassen sich kaum ohne eine gleichzeitige (moralische) Bewertung der entsprechenden Handlungen finden und sind zudem äußerst situationsgebunden. Auch an dieser Stelle erweisen sich sexuelle Subjektivitäten als wichtiger, wenngleich ambivalenter Ansatzpunkt. Denn einerseits stellt die subjektive Wahrnehmung sexueller Interaktionen einen zentralen Richtwert für die Bewertung von und Unterscheidung zwischen Sexualität und sexueller Gewalt dar. Andererseits werden die Möglichkeiten einer solchen Unterscheidung durch die jeweiligen Rahmenbedingungen und gesellschaftlichen Diskurse bestimmt, die zur Interpretation der Erfahrungen herangezogen werden können.

Dabei zeigte sich in den Reflexionen von Kasia und anderen Teilnehmer*innen, dass diese Diskurse keine Möglichkeit des Ausdrucks eben dieser Graubereiche boten, die nicht mit einer gleichzeitigen Festschreibung bestimmter Rollen z.B. als Opfer oder als »Hure« einhergingen. Denn Kasia sah sich in keiner dieser beiden Positionen. Weder wollte sie als Frau wahrgenommen werden, die alle möglichen sexuellen Handlungen mitmachte, noch verstand sie sich als bloßes Opfer der Umstände, dem wiederum die eigene Entscheidungsfähigkeit abgesprochen wurde. So lagen ihre Erfahrungen meist irgendwo dazwischen, waren situationsgebunden, relational und prozessual, was wiederum mit essenzialisierenden Sexualitätsverständnissen in Konflikt stand, die die Diskur-

se um sexuelle Selbstbestimmung und Einverständnis prägen. Es erscheint allerdings nicht grundsätzlich unmöglich, die Nuancen und Ambivalenzen sexueller Interaktionen anzuerkennen sowie den Umstand, dass subjektive Interpretationen sexueller Erfahrungen nicht immer eindeutig sind, ohne damit gleichzeitig die Existenz von sexueller Gewalt oder die Möglichkeit der Selbstbestimmung zu leugnen (vgl. Dodsworth 2015). Dass, wie Fox und Alldred (2013) kritisieren, Sexualität aber in (neo-)liberalen Diskursen v.a. entlang statisch interpretierter Identitäten diskutiert und moralisiert wird (ebd.: 770ff), führte für die Teilnehmer*innen zu einer problematischen Verschmelzung ihrer Erfahrungen mit ihren (vermeintlichen) Identitäten. Vereinfacht formuliert: Es war vielen Teilnehmer*innen durchaus daran gelegen, über Erfahrungen zu sprechen, die sie als übergriffig oder gewaltvoll wahrgenommen hatten, aber sie wollten darüber nicht in eine statische Opferrolle gedrängt werden.

Während sich also in den Reflexionen der Teilnehmer*innen eine implizite Kritik an der Essenzialisierung der Debatten um Selbstbestimmung und Opfer-Status erkennen ließ, zeugten Kasias Interpretation der Hintergründe ihrer Erfahrungen gleichzeitig von einer Internalisierung der Individualisierung (und Pathologisierung) nicht-normativen sexuellen Verhaltens wie auch des Erlebens ambivalenter sexueller Erfahrungen:

»Und ich wollte, glaube ich, den Beruf auch ausleben, weil irgendwas Psychisches steckt da hundertprozentig dahinter, also mein Erzeuger hat ja meine Mutter vergewaltigt, und ich wollte, glaube ich, mir selber beweisen, dass ich Männer im Griff haben kann. Nicht in wechselnden Partnerschaften, sondern auch noch dafür Geld bekommen, also für mich war das eher eine Belohnung, also das ist so ein bisschen krank, es ist krank, bestimmt, aber ich muss ehrlich sagen, ich bereue es kein Stück. Ich würde auch nie sagen, dass ich mich dafür schäme oder so.«

Auch wenn ich an dieser Stelle die psychologischen Dimensionen Kasias sexueller Subjektivitäten nicht in Frage stellen möchte, verweist dieses Zitat aus sozialwissenschaftlicher bzw. sozial- und kulturanthropologischer Perspektive auf soziokulturelle Umstände, die mit diesen psychologischen Fragen verknüpft werden müssen. Denn dass Sexarbeit für Kasia ein Mittel war, um nach der Erfahrung bzw. Beobachtung sexueller Gewalt in der Kindheit eine wahrgenommene Machtlosigkeit gegenüber Männern zu kompensieren, sagt schließlich ebenso viel über gesellschaftliche (Macht-)Verhältnisse und die enge Verknüpfung von Sexualität, Macht, Geschlecht und Ökonomie aus – nämlich dass Sexualität nicht nur von Machtverhältnissen beeinflusst wird, sondern selbst auch eine Form von Macht und/oder Ermächtigung darstellt. Dabei wäre anderer Umgang mit derartigen Erfahrungen, bzw. andere soziokulturelle Gefüge, in denen Betroffenen von (sexueller) Gewalt ausreichend Möglichkeiten ihrer Verarbeitung zur Verfügung stünden, nicht undenkbar. Eine enge, essenzenialisierende Fokussierung auf Opfer- und Täter*innenschaft als individuelle Angelegenheit wird diesen Ansprüchen jedoch nicht gerecht und trägt zudem auch zur Verschleierung der soziokulturellen Verfasstheit von (sexueller) Gewalt bei (vgl. Sauer 2011).

Dass Kasia sich dieser problematischen Relationen ihrer sexuellen Subjektivitäten zu vergeschlechtlichten Machtverhältnissen bewusst war, sie gleichzeitig aber betonte, ihr Verhalten und ihre Erfahrungen nicht zu bereuen, verweist zuletzt auf die Moralisierung insbesondere derjenigen, die sich im Rahmen neoliberaler (west-)europäischer Sexuali-

tätsdiskurse nicht eindeutig einer Opferrolle oder einer Positionierung als sexuell selbstbewusste (sexarbeitende) Person verschreiben können oder wollen. Denn die Moralisierung von Sexualität und sexuellem Verhalten (vgl. Leigh Pigg 2012) wurde nicht durch dessen Liberalisierung aufgelöst oder steht selbiger entgegen, sondern transformierte sich entlang dieser. So können sowohl Kasias Zurückweisung von Scham als auch Irinas energisch gesetzte Grenzen als Teil einer feministischen Agenda als Ausdruck moralischer Überlegungen zu ›gutem‹ oder ›schlechtem‹ sexuellen Verhalten verstanden werden, die weiterhin die Formation sexueller Subjektivitäten beeinflussen. Dass sich die Teilnehmer*innen anhand ihrer verkörperlichten Erfahrungen und damit einhergehenden sexuellen Subjektivitäten jedoch in zahlreichen Grauzonen wiederfanden, die sich einer eindeutigen Bewertung entzogen, verstärkte mitunter den Rechtfertigungsdruck für ihre vielschichtigen sexuellen Erfahrungen und Bedürfnisse, damit aber gleichzeitig auch die Unmöglichkeiten eines differenzierten Umgangs damit – in erster Linie für sie selbst, aber auch im Hinblick auf die gesellschaftlichen Debatten zu Sexualität und Sexarbeit.

6.5 Fazit: Sein und Schein der sexuellen Freiheit

Wie diese Mehrdeutigkeiten in den sexuellen Subjektivitäten der Teilnehmer*innen zeigen, lassen sich die emotionalisierten Debatten um Möglichkeiten und Grenzen sexueller Freiheiten – und der Frage, inwiefern Sexarbeit darin einzugliedern ist – v.a. als Ablenkung von einer im Rahmen dieser Analysen deutlich werdenden Grundbedingung verstehen: Die engen Verflechtungen sexueller Liberalisierung mit ihrer neoliberalen Ökonomisierung und der damit einhergehenden Fokussierung auf das Individuum als Lokus der Sexualität produzieren einen Zustand, in dem Trennungen zwischen Sex-Haben-Können und -Wollen, zwischen Einverständnis und Grenzüberschreitung, zwischen Normalität und Abweichung nicht unabhängig von den jeweiligen situativen und relationalen Rahmenbedingungen vollzogen werden können. Die fehlende Anerkennung dieser Relationalitäten führt dazu, dass sich die aufgeladenen Debatten um Sexarbeit als entweder Ausdruck sexueller Gewalt oder Form von sexuellem Empowerment immer weiter fortsetzen, ohne zu einem eindeutigen Ergebnis zu kommen oder kommen zu können.

Das vorliegende Kapitel zeigt dem entgegen die Komplexitäten von sexuellen Subjektivitäten und Erfahrungen mithilfe eines affektiv-relationalen Verständnisses von Sexualität auf. Die Verheißung sexueller Freiheiten in (West-)›Europa‹ erweist sich dabei eher als politisiertes Mittel zur Ein- und Abgrenzung von Zugehörigkeiten und weniger als allgemein gegebene Realität. Denn (Un-)Möglichkeiten der Verwirklichung und (Trans-)Formationen sexueller Subjektivitäten stehen auch im (neo-)liberalen Berlin in Wechselwirkung zu vergeschlechtlichten, rassifizierten und sozioökonomischen Relationen und damit verbundenen Diskursen und Institutionen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass in diesem Rahmen keine Handlungsspielräume oder Verhandlungen sexueller Subjektivitäten möglich sind, da es sich bei sexuellen Assemblagen um äußerst heterogene Konstrukte handelt und sich die Teilnehmer*innen als mobile Per-

sonen in verschiedenen Kontexten bewegten und dabei verschiedene Spannungsfelder verhandelten.

Trotz oder wegen dieser Heterogenitäten muss abschließend festgehalten werden, dass die Teilnehmer*innen insgesamt ein ambivalentes Verhältnis zu Sexualität und ihren sexuellen Subjektivitäten pflegten, das gerade in oder durch die Sexarbeit deutlich zutage trat und für einige von ihnen zur Belastung wurde. Warum diese Belastungen jedoch auch unter Berücksichtigung alternativer Einkommensmöglichkeiten in Kauf genommen wurden, diskutiere ich schließlich im folgenden Kapitel anhand der Frage, welche Bedeutungen die Teilnehmer*innen Sexarbeit im Kontext ihrer Prekarisierung als ›Osteuropäer*innen‹ zuschrieben.